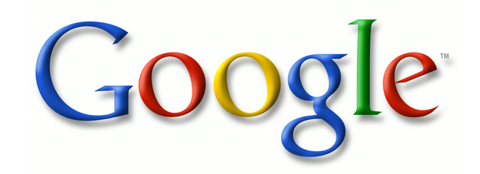
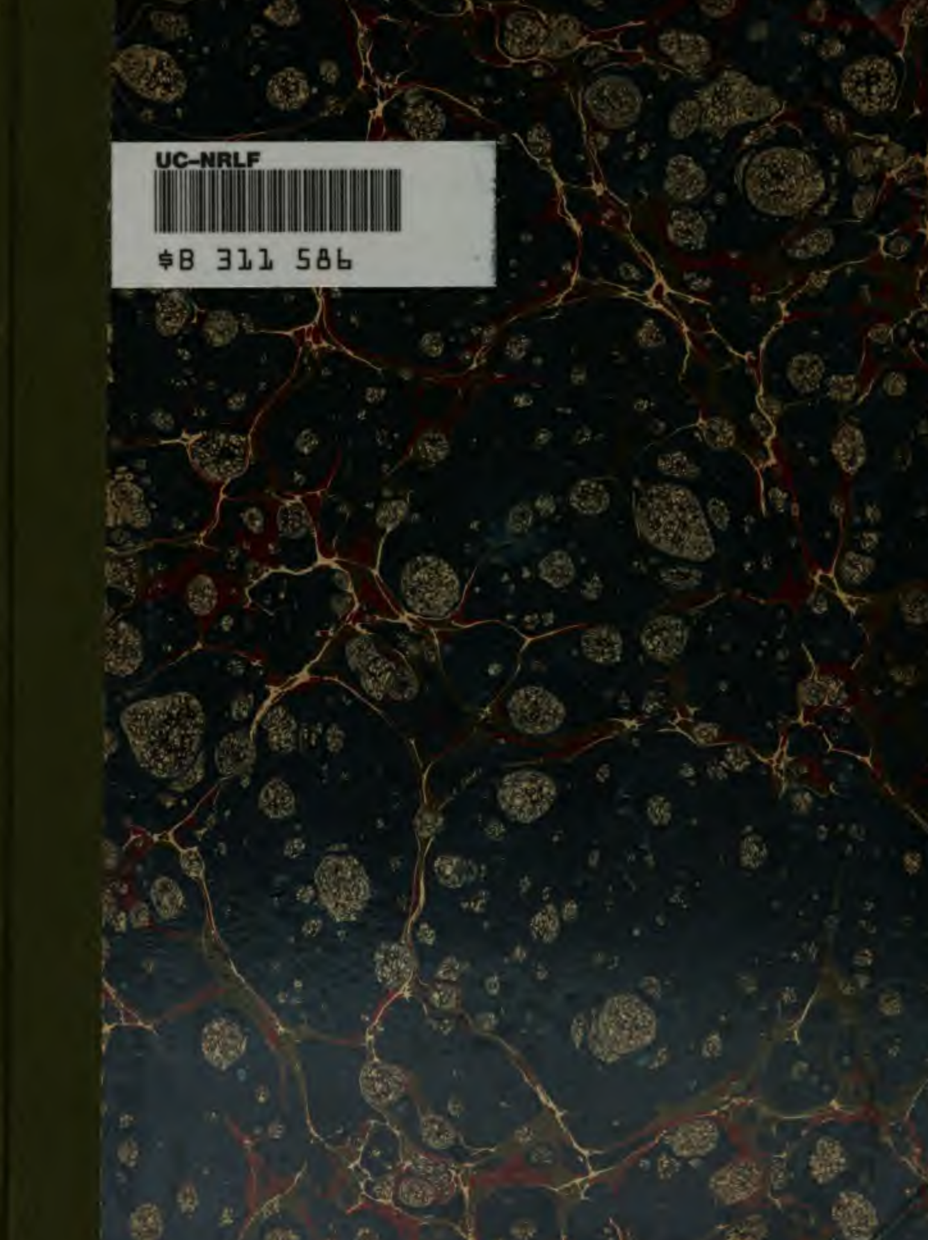






Spaziergang durch die Sprache.

Freie Studien

von

Johannes Renatus.

Johannes Andreas Freiherr von [illegible]



Bautzen.

Emil Hübner (Eduard Rühl's Verlag).

1893.

Druck von Paul Schettler's Erben in Cöthen.

„Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über“. Da zwingt die Begeisterung auch den Unberedten und Schweigsamen, seine überquellenden Gedanken durch die Sprache laut werden zu lassen, aus dem Quell einen Strom der Rede zu bilden. Das hat sich aller Orten und zu allen Zeiten bestätigt. „Weß das Herz voll ist“. Von diesem Worte giebt es keine grammatikalische Steigerung. Wird sie, wie in dem viel gebrauchten Worte ‚Hochachtungsvollst‘, dennoch geschaffen, so ist dies eben Unsinn. Aber es besteht eine ideelle Steigerung: ‚zum Zerspringen voll‘, und diese Steigerung ändert auch den obigen Spruch; denn es giebt Augenblicke überwältigender Eindrücke, in denen uns die Sprache völlig versagt und, eben weil deren ableitende Wirkung fehlt, unser Inneres zu zerspringen droht. Wie viele Andere, so habe auch ich diesen

Zustand wiederholt im Leben kennen gelernt; so z. B. beim erstmaligen Anblick der Alpen des Berner Oberlandes von dem Gipfel des Pilatus, sowie am 2. September im Jahre des Heiles 1870. Treten wir dieser Zeit und ihren Folgen etwas näher.

Welch unvergeßlich großer Jubeltag! — Noch heute vernehme ich die mißglückten Versuche zum Sprechen seitens vieler Patrioten; es gab nur ein Stammeln und Jauchzen. Das Herz war zu voll, zum Zerspringen voll. Da verblaßten alle Parteiunterschiede; da umarmten sich Freund und Feind, Hoch und Niedrig, Jung und Alt in sprachraubender, edelster Begeisterung; denn es war in der Weltgeschichte ein großes Weltgericht geschehen, eine Sühne, ein Sieg der Gerechtigkeit. Und dieser Sieg führte zu dem, was unser und unser Vorfahren unausgesetztes Streben und Sehnen war: Zur Einigung Deutschlands. Die heutige Jugend, welche diese auf dem Präsentirteller empfangen, weiß sie nicht im Entferntesten so zu

schätzen als wir Alten, die wir noch Zeuge von der Schmach waren, welche die Deutschen im Auslande erdulden mußten; von der grenzenlosen inneren Zerrissenheit, in der die Seufzer echter Patrioten verhallten. Die Jugend wird daher den hohen Werth des Errungenen weit mehr begreifen, wenn ihr wieder und immer wieder vorgehalten wird, wie es ehedem war. Herangewachsen, wird sie dann auch weniger stürmisch verfahren, wenn es sich um neue Forderungen im Einigungswerke handelt, sondern wird das Bestehende, das sich ihr scheinbar wie spielend vollzogen hat, erst sich einbürgern und verbessern lassen.

Die innere Entwicklung eines neu geeinten Reiches ähnelt dem Genusse eines reichbedachten Gastmahles. Wer von den vielen Gerichten eines nach dem anderen ohne Hast zu sich nimmt, der wird sie auch verdauen; in dem werden sie sich auch zu Fleisch und Blut umsetzen. Wer aber gierig und stürmisch zu viel auf einmal verlangt und sonder Rast genießt, wird krank und holzig

wie die Pflanzen übersättigter Rieselfelder. Solcher Gerichte haben wir nun im Laufe von 20 Jahren zwar in Hülle und Fülle bekommen, ohne uns zu überladen; doch lagen eben für den Anfang die Verhältnisse anders. Der erste große Hunger mußte bald gestillt werden durch militärische Einigung, durch Gleichheit der Münze wie des Geldes überhaupt, durch ein Maß, ein Gewicht, ein Post- und Telegraphenwesen, durch eine Rechtspflege, ein Handels- und Gewerbegesetz, ein Gesundheits- und Patentamt, und wie alle die verschiedenen Bedürfnisse eines bedeutenden Volkes noch heißen, dessen großer doppeltmarkiger Versorger mit dem treuesten deutschen Herzen recht wohl gewußt hat, woran es mangelte. So sind wir denn zur Zeit gesättigt und wollen das Empfangene zunächst verarbeiten. Soll das heißen, daß wir nun weiterer Nahrungsmittel nicht bedürfen? Das wäre Thorheit. Aber was in Zukunft noch vonnöthen sein wird, das soll und kann in Ruhe angeschafft und genossen werden.

So hat man denn auch erst n a ch der Beschaffung des Allernöthigsten in Ruhe eines neuen und wirklichen Bedürfnisses gedacht: Der Einigung auf dem Gebiete unseres deutschen Sprachbaues unter den Rufen: „Hie Rechtschreibung!“ und „hie Fremdwortsverbannung!“ Das ist hoch erfreulich und dessen ist unsere Muttersprache ebenso bedürftig als werth.

Nun begann ein hochgestellter Mann des Staates, welcher die politische Einigung zuerst bewirkt, Preußens, eine — a l l g e m e i n e d e u t s ch e Rechtschreibung in's Leben zu rufen? O bewahre! eine solche für die p r e u ß i s ch e konstitutionelle Monarchie!!! So ist's recht! nur ja recht hübsch partikularistisch. Andere folgten auf eigene Rechnung und Gefahr nach, so daß wir nun glücklich an die fünf neue Lehren der Rechtschreibung, mit mehr oder weniger Abweichungen untereinander, im geeinten deutschen Reiche haben. Ein Erfolg, der großartig ist und um so beachtenswerther, als selbst mehrere hohe preußische Be=

hörden die neue „preußische Rechtschreibung“ in ihrem Bereiche nicht anerkennen, sondern an der alten festhalten. Das ist ihnen gar nicht zu verdenken und Tausende thun dies mit ihnen. Tausende junger Leute aber, in der Schule nur mit der neuen Rechtschreibung bekannt gemacht, müssen diese wieder über Bord werfen und die alte neu erlernen, sobald sie irgendwo, z. B. beim Postwesen, Anstellung gefunden haben.

Was sind das für Zustände!

In rein materiellen Dingen hat man sich bis auf die kleinste Kleinigkeit geeinigt, gleichwohl in unser edelstes Gut, die Sprache, eine Verwirrung gebracht, welche gar nicht zu entschuldigen ist, denn dieses Gut ist ein gemeinsames und darf nun und nimmermehr nach der Willkühr Einzelner beschnitten und verändert werden. Soweit unsere Sprache einer Sichtung und Neuregelung bedarf, sind auch diese gemeinsam vorzunehmen. Eine Umgestaltung muß als Reichssache und von berufenen Sachkennern aus verschiedenen Staaten

mit derselben anerkennenswerthen Sorgfalt behandelt werden, wie solche beim Entwurfe eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches vorsichtig beobachtet wurde und wird. Ist sie zu Stande gekommen, dann muß nicht blos, sondern wird auch sich Jeder gern fügen. Selbst wenn ihr noch einzelne Mängel anhaften sollten, so ist doch ein „lex dura, sed lex“ diesen Falles noch weniger fühlbar als „quinque leges durae etc.“

So lange dies nicht geschieht, darf Niemand übel nehmen, wenn Mancher die „neue Rechtschreibung“ mit Falsographie bezeichnet, zum Mindesten mit „Sondersprache“, von der wir, wie wir sehen werden, ohnehin eine nicht geringe Zahl besitzen.

Wer nun seine Muttersprache liebt, wird sie nicht blos nachsprechen, wie ihm gelehrt worden, sondern auch nach Kräften bemüht sein, darüber nachzudenken, in ihr zu forschen, sei es auch nur als Selbstlehrling oder Autodidakt. Je mehr er seine Sprache kennen lernt, desto mehr wird er

deren Reichthum schätzen, aber auch Sonderheiten darin finden, bezüglich deren er sich fragt, woher und wie sie in die normale hochdeutsche Sprache gekommen sind; wie sie vermochten, sich so lange zu behaupten und: In wie weit sie zulässig sind. Diesen Eigenthümlichkeiten nachzugehen, bietet dem Sprachfreunde kein geringes Interesse dar.

Zu einem solchen Nachgehen lade ich den geneigten Leser ein, indem ich ihn ersuche, mit mir einen Spaziergang durch die deutsche Sprache zu unternehmen. Kann derselbe den Sprachforschern von Beruf zwar kaum etwas Neues bieten, so hoffe ich doch, daß er Sprachfreunden eine allgemeine Übersicht gewähren wird.

Wie wir bei einer Wanderung in der freien Natur hier eine Pflanze, einen Stein, ein Thier rc. wissenschaftlich prüfen, dort uns dem poëtischen Zauber der Waldeinsamkeit hingeben, so soll auch unser Spaziergang keine gelehrte Exkursion, sondern ein zwangloses Wandern sein, das uns bald zu einer beurtheilenden Betrachtung führt, bald zu

einem freien, unter heiterem Himmel stattfindenden Genusse sprachlicher Eigenthümlichkeiten.

Unsere Sprache ist mir immer vorgekommen wie eine schöne Landschaft, reich an Abwechselungen in Form und Farbe. Vor uns liegt zunächst eine weit ausgedehnte, schöne grüne Aue in der Ebene, geschmückt mit herrlichen Wiesenblumen, durchzogen von einem blauen Flusse und sorgfältig gehaltenen Promenadenwegen. Diese Aue ist unser Hochdeutsch. Sie beherrscht mit ihrem Rede-Flusse die ganze Gegend und zeichnet sich neben ihrer Schönheit noch durch regelmäßigen Bau aus, wie eine wohlgepflegte ergiebige Wiese mit Hang- und Rückenbau. Wir meinen, eine mit gleichartigen Grashalmen dicht bestandene Fläche vor uns zu sehen. Da tritt ein erfahrener Landwirth hinzu und belehrt uns eines Anderen:

„Nicht Gras, sondern Gräser sollen und wollen wir ziehen; nur solche Pflanzen, die zur normalen Ernährung tauglich sind. Aber ist dies selbst bei der besten Bestellung vollständig ausführbar?

Nicht möglich; der Boden ist zu verschieden. Dieser ward von einem früheren Vorbesitzer, Dr. Martin, bereits durchpflügt, gereinigt und geebnet, auch mit dem Samen vom besten Raygras versehen. Und doch erhalten sich beständig zwei Arten von Pflanzen, die nicht in's Normalfutter gehören. Die eine Art besteht in zahlreichen Kräutern, welche, wenn sie auch nicht so gut wie das Raygras sind, doch immer noch Nahrung geben. Das sind die herbae dialecticae. Die andere in mancherlei Unkräutern, wie: mutulatio linguae, confusio linguae und so weiter, was wir auf den gewöhnlichen Wiesen Sauerlump, rumex acetosa, nennen, auch juncus bufonius und oxälis, d. i. der unter die Gattung der Oxalideen gehörende Sauerklee. Solches Zeug sollte unter allen Umständen fort. Es wird aber schwer halten, es auszurotten."

So belehrt uns der Sachkenner.

Der geehrte Leser braucht nicht zu fürchten, daß ich mich nun etwa in Oxal-Ideen näher er-

gehen wolle. Das soll im Folgenden nur so weit als nöthig geschehen. Vor der Hand genügt das soeben Erfahrene, daß wir auf der ganzen schönen Aue nirgends einen gleichmäßig ausgebreiteten vollkommenen Bestand vorfinden.

Wandern wir den wohlgepflegten Promenadenweg weiter durch die Aue, so treffen wir sogar auf einzelne verunzierende Tümpel mit den erwähnten Unkräutern. Auch wird der Weg schließlich uneben und holprig und führt uns in das Bergige mit seinem herba dialectica. Aber gerade das Holprige, der Wechsel im Falle, ergötzt uns. Es thut uns wohl, statt des Kunstweges mit seinen Warnungstafeln und Verordnungen einmal einen natürlichen Gebirgspfad ungebunden wandeln zu können, der uns trotz aller Steine des Anstoßes doch poetisch anheimelt. Und es freut uns, hier Maler anzutreffen, welche das Urwüchsige mit dessen Licht- und Schattenseiten aufnehmen und in einem schönen Gemälde wiedergeben.

Blicken wir nun noch einmal herab auf die grüne Aue, so erinnern wir uns der Mittheilung, ein Vorbesitzer, Dr. Martin, habe schon früher gepflügt, geebnet und gesäet. Das ist nun freilich vor mehr als 300 Jahren geschehen. Wenn man die einzelnen Sprachvarianten vorläufig außer Acht läßt, so ist bekannt, daß man das Deutschland von damals im Allgemeinen in 2 Theile zerlegen kann; in den südlichen nnd nördlichen. Ersterer bediente sich einer Sprache, welche Dr. Martin Luther später bei seiner Bibelübersetzung zu einem Hochdeutsch umschuf, aus dem unser Neuhochdeutsch hervorging. Der nördliche Theil dagegen sprach noch plattdeutsch. Bekanntlich hatte Bugenhagen damals begonnen, den Bibeltext aus der altgriechischen Sprache in Plattdeutsch zu übertragen. Als er jedoch gehört hatte, daß Luther bereits eine fertige Übersetzung der Psalmen und des neuen Testamentes geliefert, unterließ er sein Vorhaben. Bei dem großen Einflusse, welchen die Bibelübersetzung zugleich auf die Sprachausbildung be-

saß, liegt sonach die schon von Anderen hervorgehobene Wahrscheinlichkeit nahe, daß, sobald Bugenhagens Übersetzung zuerst Platz gegriffen hätte, die heutige Umgangssprache noch das Platt, oder wenigstens dem ähnlich sein würde.

Nichts vollzieht sich aber langsamer, als eine Sprachveränderung. So ist denn auch die Erscheinung nicht verwunderlich, daß in beiden Theilen Deutschlands noch heutigen Tages Manches der damaligen Sprechweise hangen geblieben ist.

Die Sprache des heutigen Südens mit seinen Zischlauten, Abkürzungen und Diminutiven, seinen siebe Schöppele Wei, durch die Hermannche im Concertle betrunke worde ischt, wird Niemand als reines Neuhochdeutsch bezeichnen. Dagegen wird vielfach behauptet, daß im Norden, namentlich in Hannover (Celle) und Braunschweig ein reines Hochdeutsch gesprochen würde. Haben doch Bewohner beider Länder auch mir gesagt, daß Engländer dort am liebsten verweilten, weil sie daselbst reines Hochdeutsch erlernen könnten.

Dies ist aber ein großer Irrthum. Betrachten wir nur die wesentlichsten Sprachfehler, so hat fast der ganze Norden folgende gemeinsam:

1. Das Auseinanderzerren der Worte, oder auch das unberechtigte Einschieben neuer Silben. Wer den Namen Wagner, Scheffler ꝛc. führt, wird — er kann machen, was er will — unbarmherzig Wagenär, Scheffelär ꝛc. genannt und geschrieben. Sogar die Hofbühne Braunschweigs war hiervon einst nicht ganz frei. So konnte man in Schillers Don Carlos die Eboli sagen hören: „Sie brauchen Ruhe, lieber Karrell!"; was denn auch von braunschweigischen Zeitungen gerügt wurde. Und am Schlusse des Faust, I. Theil, tönte die erlösende Stimme von Oben herab: „Ist ge-rett-tettt", was ganz ungemein dazu beitrug, den ideal erfüllten Hörer mit einem Rucke wieder in die nüchterne Wirklichkeit zurückzuführen.

2. In zusammengesetzten Hauptwörtern wird das erste fälschlich kurz (⏑), das zweite übermäßig lang (–) gesprochen. Man sagt nicht „Hārzbūrg",

sondern „Hărrzbūhrg"; nicht „Clāusthāl", sondern „Clăusthāhl". Ebenso herrscht vielfach falsche Betonung der Silben, wie „Kĕllnār", statt „Kĕllnĕr", „Ăblār", statt „Āblĕr". Sogar das volle A in „Arzt" wird kurz gesprochen; ein häßlicher Laut.

3. Das r hört man selten. Statt dessen wird häufig das rauhe ch benutzt, wie „Göchlitz", statt Görlitz; noch mehr das a. Man sagt nicht „Berlin — Vater — Mutter — Butterbröder (norddeutscher Plural)" sondern: „Bäalin — Vata — Mutta — Buttabröda rc.

4. Das scharfe S vor einem Consonanten zu Anfang eines Wortes; weniger im eigentlichen Preußen gehört, als vielmehr im Hannöverschen, Braunschweigischen u. A. m. Wie schon längst, namentlich von berufener Seite, in früheren Versammlungen deutscher Philologen betont worden ist, hat das S in diesem Falle einen, zwischen S und Sch liegenden dritten Zischlaut anzunehmen, ein gemildertes Sch, für das wir zwar kein be-

sonderes Zeichen besitzen, das aber der Wohlklang erfordert. Klingt dieses scharfe S in:

er stieß einen spitzigen Spieß auf den Stein,

ebenso häßlich wie in Mittel- und Süddeutschland das

er schtieß einen schpitzigen Schpieß auf den Schtein,

so wird der Wohlklang durch jenen mittleren Zischlaut gewahrt, wie er angenähert im j oder sj erklingt. Wenn man erwägt, wie sorgfältig der Italiener seine vier Zischlaute tsch, dsch, sch, s ausspricht, so kann jener Laut nicht als eine Zumuthung betrachtet werden. Habe ich von nicht wenigen Nordländern behaupten hören, dieses ihr scharfes S sei das richtige, so widersprechen sie sich doch, denn überall, wo es auf ein richtiges und wohllautendes Hochdeutsch besonders ankommt, wie auf großen Bühnen und in Gesangvereinen, ist es streng verpönt. Vermuthlich rührt das starre Festhalten an dem scharfen S vom Einflusse des Plattdeutschen her; findet man doch

häufig auch das Sch in jenes S verwandelt (Swager, Swester; in Braunschweig Sleinitzsträße, statt Schleinitzstraße u. s. w.

5. Verkürzung lang zu sprechender Vokale durch Verdoppelung der folgenden Consonanten. Diese Härten gehören mit zu den gröbsten Verstößen gegen das Hochdeutsch. Man sagt nicht Rād Bād Bāhnhōf Lōb Jāgd, sondern:
Răbb Băbb Băhnhŏff Lŏbb Jăcht (ähnlich wie Yacht).

Das Wort „zog“ spricht man einzeln richtig aus; in Verbindung aber mit „her“ heißt es „zoch“, also nicht Herzog, sondern Herzoch; z. B. der Herzoch zog nach Wien.

6. Der Laut ä fehlt ganz. Statt dessen wird ein langes e benutzt, wie: Medchen, veterlich 2c.

7. Ebenso wird der Laut au wesentlich verändert in ou, sodaß es nicht ‚Haus‘ klingt, sondern ‚Hous‘. Diese Abweichung hätte dereinst einem preußischen Turisten gefährlich werden können, als er im Riesengebirge frug: „Ist das die Peterboude?“ Weil nun hierin das u vorklang,

hatte der Wirth der Peterbaude verstanden ‚Peterbude' und sehr ungehalten geantwortet: ‚Mein Wirthshaus ist keine Bude'.

8. Fast in ganz Preußen wird statt des G ein J gesprochen; der Jute, statt Gute; der Jeist, statt Geist; eine jute jebratene Jans ꝛc.

9. Der 3. und 4. Fall (Dativ und Accusativ) wird häufig verwechselt, aber nicht konsequent. Man sagt falsch: „Was nützt mich das und das". Dagegen richtig: „Es schadet mir".

Doch findet man in Preußen (mit Ausnahme einiger neuer Provinzen) nicht das scharfe S (Nr. 4) vor, sondern den wohlklingenden mittleren Zischlaut.

10. Das Wort ‚doch' wird sehr häufig an ganz falscher Stelle als ‚ja' benutzt. Wer z. B. in einem Bahnhof fragt: Ist dies der Schnellzug? — oder in einem Kaufmannsladen: Haben Sie die und die Waare? — erhält als Antwort ein widersinniges, lang gedehntes doooch.

Besonders braunschweigisch sind ferner:

11. Die Verstümmelung des reinen a in einen, zwischen ö und ä liegenden häßlichen Laut, an dem man unter Tausenden den Braunschweiger herauserkennt, wenn er beispielsweise sagt: Die Sträßeneisenbähn liegt auf der Theäterpromenäde.

12. Das mehrfache Verwechseln von e mit ö. Man sagt z. B. nicht elf, sondern öllf.

13. Das Wort ‚soll' wird in der Frageform verwendet, wo es gar nicht am Platze ist. Z. B.: Kellnär! soll ich noch ein Glass Bier häben? Es erinnert an das englische shall J have. —

Diese Beispiele werden genügen, um uns auf unserer Wanderung zu zeigen, daß die oft gerühmte norddeutsche Sprache nichts weniger als reines Hochdeutsch ist; daß sie manche wohl zulässige herba dialectica enthält, aber auch manche Unkräuter.

Das war Süd- und Nord-Deutschland. Wie steht es nun in der Mitte? — Wandern wir nach. Sachsen.

Wir Sachsen können uns durchaus nicht rühmen, daß die Allgemeinsprache reines Hochdeutsch sei. Auch bei uns bestehen entweder Verstümmelungen oder Dialekte und diese in Hülle und Fülle. Außerhalb Sachsens spricht man zwar von einem sächsischen Dialekt und treibt damit seinen Spott. Einer unserer ersten Sprach- und Dialektsachkenner, Herr Dr. Gustav Oertel in Leipzig, hat bereits treffend darauf hingewiesen,*) daß es einen sächsischen Dialekt gar nicht giebt; daß man unter dem verspotteten ‚sächsischen Dialekt' vielmehr die Sprechweise des „Partikularisten Bliemchen aus Dräsden" versteht, oder die Mundart, in welcher „der alde Leibz'ger" seine „Gefihle verginndet". Die Zahl derer aber, welche sich dieser Mundart noch bedienen, ist so verschwindend klein, daß es schon deßhalb Thorheit ist, sie als sächsischen Dialekt zu bezeichnen. Um so weniger ist zu begreifen,

*) Leipz. Ztg. 1886. Nr. 263 u. A. m.

daß man eine solche, im Aussterben begriffene Mundart wieder an's Tageslicht zieht und mit ihr ein nicht selten läppisches Gereimsel macht, so daß alle Welt denkt, so spreche man in ganz Sachsen.

Wie wir gesehen haben, hat jeder deutsche Volksstamm alle Ursache, ganz gehörig vor seiner eigenen Thüre zu kehren; alle Ursache, sich des Spottes über Andere weise zu enthalten und zu suchen, aus dem eigenen Auge den Balken zu entfernen. Anderntheils bekundet jeder Spötter seine Unwissenheit in der Völkergeschichte. Die Bewohner des Königreiches Sachsen sind durchaus kein einheitlicher Stamm, sondern in der Hauptsache zusammengewürfelt aus dem fränkischen, dem thüringischen, dem lausitzer, dem wendischen u. s. w. Somit ist es erklärlich, daß unser Heimathland auch außerordentlich reich ist an Dialekten und Varianten, welch erstere unter sich grell verschieden sind. Die Bewohner des Meißnischen Landes verstehen den

Vogtländer nicht, die des Osterländischen (Leipziger) Kreises nicht den Oberlausitzer, dieser wieder versteht den Erzgebirger nicht u. s. f.

Was den Sachsen, namentlich den des meißnischen und osterländischen Dialektes, in anderen Staaten so bemerkbar macht, ist nicht allein die Sprache, als vielmehr das Singen beim Sprechen; ein Merkmal, welches charakteristisch für die meisten aller Dialekte überhaupt ist. Wir kommen später eingehender darauf zurück.

Hinsichtlich der Sprache müssen wir jedoch einen Unterschied machen. In Hannover, Braunschweig, Hamburg ꝛc. hat der Stand des Sprechenden wenig oder keinen Einfluß auf die Sprache. Ein einfaches Dienstmädchen könnte, mit entsprechender Kleidung angethan, in feinen Salons der Sprache nach recht gut als feine Dame auftreten, weil in genannten Staaten Hoch und Niedrig ziemlich gleichmäßig, wenn auch nur Dialekt, sprechen und trotz mancher Härten weit wohllautender. Bei uns in Sachsen aber herrscht

ein greller Gegensatz zwischen der Sprache des Gebildeten und der des wenig Gebildeten. Das Deutsch des gebildeten Sachsen ist ein ganz wesentlich anderes, weit besseres, als das der unteren Stände. Von ersterem hört man — wenn von jenem eigenthümlichen Sprechsingen abgesehen wird — sehr häufig ein Hochdeutsch, welches im ganzen Reiche dem richtigen am nächsten kommt. Jedoch hat der Norddeutsche das voraus, daß er durch Doppellaute oder Diphthonge wohllautender spricht. So klingt z. B. das eu der Nordländer viel schöner, fast wie ein zusammengezogenes oü, während man bei uns in Sachsen meist ein oi heraushört, Froind, Doitsch. Auch habe ich gefunden, daß im Norden äu und eu deutlicher unterschieden wird.

Beim Vergleiche zwischen Beiden könnte man fast Felix Mendelssohn's Urtheil anwenden, welches dieser einst über das Klavierspiel eines jungen, den Komponisten um Rath fragenden Mannes fällte: „Was Sie spielen, junger

Freund, ist Alles ganz richtig, aber es klingt nicht". So scheint mir denn vom gebildeten Sachsen zu gelten: ‚Was er spricht, ist ganz richtig, aber es klingt nicht', d. h. die Klangfarbe ist zu nüchtern — und vom gebildeten Nordländer: ‚Was er spricht, klingt wohl, aber es ist nicht Alles richtig'.

Einen um so schärferen Kontrast bilden in Sachsen die Verstöße gegen das Hochdeutsch bei Personen niederer Stellung, was um so verwunderlicher ist, als doch unsere vortrefflichen Volks- und Fortbildungsschulen nächst oder mit den würtembergischen die besten in ganz Deutschland sind. Junge Leute, der Schule kaum entwachsen, vergessen derselben sehr bald und fallen in das gebräuchliche schlechte Deutsch zurück, das ich nirgends so unschön vorgefunden habe, als in einzelnen Theilen Sachsens. Ausdrücklich nehme ich hierbei die Dialekte aus, — worüber später die Rede sein wird — und beziehe das Gesagte nur auf willkürliche **Sprachverstümmelungen.**

Mag die Macht der Gewohnheit wohl die Hauptursache hierzu sein, so habe ich doch anderntheils wiederholt gefunden: Die Leute wollen nicht besser sprechen; sie halten ein leidlich gutes Hochdeutsch für „geziert“ und schämen sich dessen. Je schlechter, je besser. Man sucht Dünkel und Hochmuth gewöhnlich nur bei Reichen und Hochgestellten; mit Unrecht! in den hier gemeinten Kreisen ist er nicht selten viel ärger. So hörte ich einst eine Frau in einer Gartengastwirthschaft sagen, als eine kleine Gesellschaft Gebildeter dieselbe verlassen hatte: „Ach geht mir norr mit Dän'n ihr'n Getrahtsche! ich lowe mir so recht hibbsch gemeene“. Ein andermal, als ich nach einem Spaziergange mich in einem Dorfwirthshause mit einem Wandergenossen von der bombastischen Sprache einiger Dichter ruhig unterhielt und wir Beide glaubten, ganz allein zu sein, trat nach einiger Zeit plötzlich wie ein deus ex machina ein großer vierschrötiger Mann vor uns und sagte zu unserer Belustigung mit dem voll-

endetsten Hohne in Ton und Haltung: „Hä hä! ich will Sie was sog'n: Ich versteh Ihre Sache ni und Sie kenn kee Kalb schlacht'n!“ — sprach's und verließ hochbefriedigt die Wirthsstube.

Zu den erwähnten Verstümmelungen gehört die Verschlechterung einzelner Vokale, wie in: „Sei Voter iß mei Pothe“, statt Vater und Pathe. „Imme zähne iß Bätstunde“, statt: um zehn Uhr ist Betstunde. Oder: „ĭ ō nĭ“, für: ich auch nicht. „Kumm biss'l bei mich“, statt „zu mir“ u. s. w. Die Zungenlaute T und D werden gar nicht unterschieden. Bei den Lippenlauten P und B inmitten eines Wortes drückt man das P auf ein B herab und dieses wieder auf ein W. Man sagt Bachter (Pachter), hawen (haben), lowen und lohm (loben), und verschluckt die meisten Endsilben, im grellen Gegensatze zum anderen Extrem: der norddeutschen Sprache. Während man dort Silben hinzusetzt — wie: Karrell, Scheffelär — wird hier im Verschwindenlassen das Möglichste geleistet: Lohm (loben), hahm (haben), ähm (eben), die

Daum (Tauben), der Daum (Daumen). Sogar in einsilbigen Wörtern wird der einzige Vokal weggelassen. Als einst Einer dem Anderen erzählte, seine Nachbarsleute hätten ein großes neues Gartenbeet angelegt, frug Jener: „Walztnsesdn?", d. h.: „walzten sie es denn?". Warum man in Sachsen selbst aus dem Munde Gebildeter immer noch mir, statt wir hört, ist unbegreiflich. Anerkannt muß jedoch werden, daß viele der gebildeten Sachsen, welche früher nur das kleene deh, oder kleene weeche beh gebraucht hatten, sich Mühe geben und ihre Sprache ganz wesentlich verbessert haben, was wohl durch den viel lebhafteren und innigeren Verkehr mit Nachbarländern seit 1867 oder 1870 verursacht worden ist. Man merkt dies am meisten, wenn man nach langer — wie bei mir nach fast siebenjähriger — Abwesenheit in's Heimathland zurückgekehrt ist. Nur scheint mir, als fände im Streben nach richtiger Aussprache hier und da Übertreibung statt. Wer früher „Dande" und „Dag" sprach und nun „Tante" und „Tag", läßt

das T allzuheftig von Stapel, so daß man in Gefahr geräth, beim Gruße „Guten Tag!“ bona fide angespuckt zu werden. Doch solche Übertreibungen haben auch manche Norddeutsche; wem diese ein „natürlich“ in's Gesicht sagen, der thut gut, einen aufgespannten Regenschirm vorzuhalten, denn zu dem mitunter unsinnig hart und unschön herausgezischten t gesellen sich nicht selten Stoffe, welche sodann ein „Entschuldigen Sie!“ veranlassen.

Wie wir bei einem Spaziergange nicht alle Pflanzen oder Unkräuter betrachten können, so mögen auch die vorerwähnten Proben genügen. Nur Eins möchte ich noch hinzufügen.

Nicht alle vom Hochdeutsch abweichenden Sprechweisen sind als willkürliche Verstümmelungen an sich anzusehen, sondern erweisen sich als Theile von beibehaltenem mittelalterlichem Hochdeutsch. Vor und zu Luthers Zeiten sprach man z. B. „e i“ noch nicht als Diphthong ei aus, sondern e i oder ee. Noch heute ist in dem Flur

des Rathhauses zu Frankfurt a. M. in großen Lettern zu lesen:

„Eens Manns Rede ist keene Rede. Man sallsie billig hören Beede“.

Wenn daher heutigen Tages ein sächsischer Tischlerlehrling, welcher zwei Beine eines Möbels mit heißer Beize bestreichen soll, den Meister fragt:

„Meester! soll ich beede Beene mit d'r heeß'n Beeze beez'n?“ so macht er es gerad so wie der Norddeutsche mit eingemengten Restern von Platt, d. h.: Er bedient sich noch einer Aussprache, welche vor Jahrhunderten die allgemeine war. Hierzu gehört unter Anderem auch das mittelalterliche rl statt l, das sich in einzelnen Theilen der Oberlausitz bis heute noch erhalten hat. Man sprach und schrieb früher nicht „die Welt“, sondern „die Werlt“; das angelsächsische (englische) the world.

Merkwürdig sind die sogenannten, zumeist auf geschichtliche Vorkommnisse zurückzuführenden „Sprachenclaven“, die uns das Vorerwähnte bestätigen: Daß sich Nichts langsamer vollzieht,

als eine Sprachveränderung; Nichts so zähe festgehalten wird, als die gewohnte Sprache. Wird z. B. um Clausthal im Harz überall preußisch und braunschweigisch gesprochen, so stößt man doch auf einzelne kleine Dörfer, in denen man nur freibergisch-sächsische Sprache hört. Und diese ward vor ca. 700 Jahren durch herbeigerufene freiberger Bergleute hierher gebracht. Daß man auch im Elsaß, welches erst vor 245 Jahren unter französisches Joch gekommen, das Deutsch beibehalten hat, ist sonach nicht verwunderlich; noch weniger das erhaltene Tirolerdeutsch in Zillerthal bei Erdmannsdorf in Schlesien, wohin vor 56 Jahren ca. 400, wegen ihres protestantischen Glaubens bedrückte Tilorer gezogen waren.

Nach dieser Sprachumschau in Deutschland müssen wir somit sagen:

> Reines Hochdeutsch wird als Allgemeinsprache in keinem einzigen deutschen Staate gesprochen. Wir finden es in der Hauptsache nur bei

einzelnen Personen, z. B. Rednern, sowie auf großen Schaubühnen. Im Übrigen herrscht ein mehr oder weniger starkes Gemisch von Hochdeutsch und Dialekt vor, oder dieser allein.

Den **Dialekt**, die Mundart, hatten wir mit Kräutern verglichen, welche zwar nicht so gut sind, wie die Normalgräser, aber immerhin noch Nahrung geben; ich füge hinzu: Eine noch würzigere.

Über den Dialekt sind die Meinungen getheilt. Früher fand man eines Gebildeten nicht für würdig, ihn zu beachten. Seitdem aber berufene Volksdichter, wie ein Fritz Reuter, Claus Groth, Holtei, Franz von Kobell u. A. m. nachgewiesen haben, daß in ihm doch eine gesunde Nahrung vorhanden ist, hat man jenes Vorurtheil aufgegeben. Gegenwärtig tritt sogar eine wachsende Vorliebe für Dialektsachen immer deutlicher zu Tage; gleichwie ein Feinschmecker, des beständigen Confektes satt, sich

von Zeit zu Zeit nach dem Genusse eines gesunden kernigen Schwarzbrotes sehnt, welches, bestrichen mit der unverfälschten margarinlosen Kräuterbutter der Volksthümlichkeit, ihm recht wohl mundet. Überraschend und doch treffend sagt hierzu unser schon vorerwähnter Sprachmeister Dr. Gustav Oertel, daß ein gewisser „Bildungsüberdruß“ unserer alexandrinischen Zeit die Vorliebe für Darstellungen in einer Sprache erzeuge, aus welcher uns ungebildete Natur anweht. — Das ist der, während unserer Wanderung betretene, zwar holperige, aber anmuthende Gebirgspfad. Schreiten wir auf ihm vorwärts; beachten wir auch, was an ihm und um ihm wächst, so wollen wir alle die Kräuter, Dorn- und Haideröschen und wilden Veilchen gegenüber den veredelten hochdeutschen Pflanzen nicht stief*) behandeln. Und nehmen wir noch die

*) Man wolle mir diesen Ausdruck nachsehen. Alle Stiefmütter, die ich kennen gelernt — und das nicht wenige — sind so vortrefflich und liebendfürsorgend, daß ich hier das Wort „stiefmütterlich“ nicht verwenden kann und mag.

Lupe der gerechten Gründlichkeit in Gebrauch, so werden wir auch manches Schöne und Gute finden.

Erwähnte ich, unsere Zeit begönne, dem Dialekt mit seinen Dichtungen mehr als zuvor Beachtung zu schenken, so ist damit noch nicht gesagt, daß er keine Widersacher habe. Deren giebt es namentlich in den Kreisen überstrenger Ästhetiker und Feinde eines gesunden Realismus, welche dem Dialekte völlig die Fähigkeit absprechen, Träger von schönen und idealen Gedanken zu sein, für die sie nur das Hochdeutsch als geeignete Form zulassen.

So hoch, wie ich selbstverständlich die Ästhetik schätze, so sehr auch wie ich das Streben nach dem Idealen als eine der Hauptaufgaben des menschlichen Geistes betrachte, so einseitig und unberechtigt erscheint mir doch jedes vornehm dünkelhafte Herabblicken auf den Dialekt, den man gewissermaßen als Proletarier betrachtet, als einen Sumpftümpel, entgegengesetzt dem entzückend blauen See mitten im tannendunklen Gebirge. Und doch, wenn wir näher zusehen, finden wir gerade im Sumpfe

und gerade bei den winzigsten Sumpfthierchen der niedrigsten Ordnung das höchste Ideal: Die Allmacht und Allweisheit Gottes.

Der reine Verstandesmensch ist mir der langweiligste Kerl von der Welt; der reine Gemüthsmensch der erbarmungswürdigste; der reine Schönheitsmensch und Idealist aber der unglücklichste, denn er vergißt, daß wir Geist und Körper sind und geräth wie oft in die Gefahr, seine Ideenwelt auf der Flucht vor dem Realen in Dunst und Nebel aufgelöst zu sehen. Ich lobe mir ein möglichst gleichmäßiges Gemisch in einem Menschen, mit dem Wahlspruche: Alles zu seiner Zeit. Dann findet nach keiner Seite hin ein extrem absprechendes Urtheil statt. Dann gelingt auch viel leichter die Ausführung von Pauli Mahnung: „Prüfet Alles; das Gute behaltet." Dann erinnern wir uns gern der Legende, wonach ein todter Hund von allen Vorübergehenden geschmäht ward, während der Herr selbst hier noch etwas Gutes fand, indem er sagte: Der Hund hat schöne weiße Zähne.

Wenn ich gerade bei dieser Stelle unseres Spazierganges besonders warm werde, so wird mir der geneigte Leser das nicht verübeln, sobald ich ihm mittheile, daß es hochgeschraubte Ästhetiker giebt, welche schon dann entsetzt die Nase rümpfen, wenn sie in einer Geschichte von einem biederen Ehemanne lesen, der sein getreues Weib treuherzig auf die Schultern schlägt und „meine Alte" nennt. Ich könnte genug Beispiele von fast unglaublicher Verranntheit nennen. Gegen solche Übertreibungen ziehe ich gern scharf zu Felde, denn die sie hegen, sind im Verkehre der einander dienenden Menschen wenig nütze und zeigen einen Hochmuth, der, gleichviel in welcher Gestalt, mir vom Grund der Seele verhaßt ist.

Hat ein Dichter das Schöne und Ideale zu preisen verstanden, so ist es Goethe. Und gerade dieser beachtet und preist es auch im Kleinen und Geringen. Gerade dieser findet so Großes und Erhabenes in den Mückenschwärmen im rothen Abendsonnenstrahle, in dem Moose, das dem

harten Felsen Nahrung abgewinnt, in den Halmen, die auf dürrem Sande wachsen — und läßt seinen Werther sagen: „Armer Thor! der du das Alles so gering achtest, weil du so klein bist".

Es ist übrigens gar nicht nöthig, sich auf eine Autorität zu stützen. Das Leben lehret Jedem, der es objektiv prüft, daß gerade in der rauhesten Schale mitunter der edelste Kern sich befindet. Ich habe bei niedrigstehenden, selbst rauhen Menschen hin und wieder Gedanken entdeckt, welche geradezu ideal waren. Das wußten diese Leute in ihrer Schlichtheit freilich nicht. Um so schöner und überraschender leuchteten diese Gedanken, einem kostbaren Topas gleich, den wir im rohen Granitgestein natürlich eingewachsen finden.

So bin ich denn — ich darf sagen: bei einer reich erworbenen Menschenkenntniß — zu der Gewißheit gelangt, daß in einigermaßen denkenden, gutartig angelegten Menschen niederen Standes nicht selten ein Keim der Idealität vorhanden ist, welcher, auf rechte Art enthüllt, zu weiterer Ent-

wickelung deutlich hervortritt. Freilich muß man Augen und Ohren haben und darf sich durch die rauhe Form nicht irre machen lassen. Hierin eben versieht es so mancher übertreibende Ästhetiker, welcher lediglich um der harten Form willen den guten Kern nicht beachtet.

Das ist wohl richtig — was mitunter bis zum Überdruß vorgehalten wird —: Daß man von zwei inhaltlich gleichwerthigen Dichtungen derjenigen den Vorzug giebt, welche die beste Form wahrt. Aber soll man deßhalb die andern nun gleich verwerfen? Ein schlechter Bergmann, der nur das gediegene (Faden-)Silber sieht und die haltigen Erze unbeachtet läßt. Soll man kostbaren edlen Wein verschmähen, blos weil er uns aus einer alten, mit Spinnengewebe bedeckten Flasche dargereicht wird und nicht aus einer schön geschliffenen Karaffe? Unser unvergleichlicher Fritz Reuter hatte den perlenden Wein seiner Stromtid ursprünglich in der Karaffe des Hochdeutsch aufbewahrt, und so lag sie — nach Reuters

eigenen Worten — wie ein dickleibiges langes Fragezeichen Jahre hindurch im Kasten. Er goß den Wein aber um in die alte plattdeutsche Flasche und so wirkte sie Wunder. Es kann in einzelnen Fällen sogar vorkommen, daß eine Form, welche von den Anforderungen der Kunstregeln abweicht, viel mehr am Platze ist, als die glattfließende des modernen Hochdeutsch. Ich erinnere hier nur an die bekannte Bibelstelle, von Luther so kernig übersetzt: „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über“. Während es nach Bunsens Übersetzung heißt: „Der Überfluß des Herzens gehet über den Mund“.

Selbstverständlich wird und kann man nicht verlangen, daß Jeder an Dialektsachen Wohlgefallen finden solle. Der Geschmack ist eben verschieden und darüber läßt sich nicht streiten. Auch ist es unbedingt richtig, daß der Dialekt in seiner Dichtung eine enger gezogene Grenze hat, gleich der Cither im Reiche der Töne. Wollte man auf dieser Lohengrin's Sang: „Sei mir bedankt, mein lieber

Schwan" spielen, oder sonst etwas nicht Volks-
eigenes, so würde uns dies ebenso widerlich berühren, als eine ernste Ballade im Dialekt. Worin aber besteht jene Grenze?

Man hat gesagt, der Dialekt dürfe sich nur auf dem Gebiete des Humors bewegen, nicht aber auf dem des Poëtischen, resp. des Erhabenen und Tragischen. Wiewohl auch ich sage, daß der echte Humor seine Heimath im Dialekt hat, so kann ich doch unmöglich das Andere unterschreiben. Ich finde des Dialektes Grenzen nicht so ohne Weiteres durch die Dichtungsgattung ausgedrückt, nicht durch die Art der Stimmung, als vielmehr durch die gesellschaftliche Stellung und Lebensgepflogenheiten der schlichten Leute, die ihn ja vorzugsweise sprechen. Die Grenzen bestehen also in der Linie des Gesichtskreises eines Theiles der menschlichen Gesellschaft, welchen der Sprachgebrauch — obgleich mit vollem Unrecht — das **Volk** zu benennen pflegt, d. i.: der untere und der kernige Mittelstand.

Mit der parfümirten Region des Salons hat der frische Erdgeruch des Dialekts Nichts zu thun.

Wollen wir aber dem Volksleben alles Poësiefähige, Erhabene und Tragische absprechen? Das wäre eine gänzliche Verkennung der Volksseele. Das hieße zugleich die Existenz unserer oft so tief poëtischen Volkslieder abstreiten. Das wäre ein gänzliches Vergessen des Trefflichen, was echte Volkslieder — von Hans Sachs an (und früher) bis jetzt — geleistet und von gegenwärtigen Sprachforschern in hoch dankenswerther Weise wieder an's Tageslicht gezogen worden ist. Schauen wir doch ebenso hinein in die Schilderungen derjenigen Volks- und Dialekt-Dichter, welche als Kenner genugsam bewiesen haben, daß auch im Volksleben Tragisches und Erhabenes zu finden ist, in Schicksalen, Tugenden und Fehlern. Dadurch, daß sich diese uns hier unverhüllt zeigen und nicht umkleidet durch leichte Gewänder, „die man mit ‚Rücksichten, Verhältnissen', ja sogar mit ‚Bildung' zu betiteln pflegt", dadurch verlieren sie Nichts am Erhabenen;

sie treten uns poëtisch nur noch näher. Wer denkt hier nicht an die urschlichte und doch so rührende Heimathsliebe des Hirtenknaben in Holtei's „Suste Nischt, ack heem"; an das Herzeleid in Holtei's „Alleene"; an das tragische Ende in „Der Leiermann"? Wem wird es nicht warm im Herzen durch Riedels „Trinkele, mei Heinerle"? In wenig Zügen eine ganze Geschichte von Mutter-Glück und -Leid. Oder durch desselben „April" mit dessen Wetterwendischem in Natur und Liebe. Wer erinnert sich nicht so mancher tiefpoëtischer Stellen und Perlen in Reuter's „Stromtid" gleich im ersten Kapitel! der köstlichen Frühlingsschilderungen der späteren Kapitel und jener Anwendung auf die Menschenseele mit ihren „Hoff du man drist"? Wer vergegenwärtigt sich hier nicht die erhabene Schilderung von seinem „Haunefiken", einem „Bruchstück aus der Geschichte eines menschlichen Herzens, das sein langes Leben hindurch sein Inneres zu einem Altar der Liebe gemacht hat, auf welchem Erinnerung und Hoffnung

abwechselnd die reine Flamme nährten und ein Menschenleben zur Ertragung von Armuth und Zurücksetzung erwärmten“; worin Reuter mit Recht scharf und treffend gegen diejenigen zu Felde zieht, „welche so wenig in den Geist einer Dichtung einzugehen verstehen, daß sie zufällige Staffage mit dem Wesen verwechseln“. Wer endlich würde es wagen wollen, dem „Kein Hüsung“ das tief Tragische abzusprechen?

Wie viele Beispiele könnte ich noch nennen! wie viele selbst gemachte Erfahrungen aus dem Volksleben, die ich zu öfteren Malen theils in meinem „Allerlee aus d'r Äberlausitz“, in „Haidekraut und Centifolien“, in meinen „Lebensskizzen“, „Die Geheilten“, u. A. m. wiedergegeben habe. Doch genug hiervon.

So können und dürfen also dergleichen Dichtungen wohl Tragisches und Humor, Erhabenes und Alltägliches enthalten, aber immer nur in dem Rahmen: Wie das Volk weint und lacht, wie es sich erbaut, wie es jauchzt und sich

betrübt, wie es leichtlebig und leichtsinnig ist und wie es denkt. Ja, ich gehe sogar noch weiter, indem ich sage: Die Dialektdichtung kann unter Umständen sogar ein Stück Kulturgeschichte werden. Ich erinnere z. B. nur an die eine Dichtung von L. Riedel: „Wenn der alt Grußvoter begroom werd", worin ein getreues Bild von vogtländischen Gebräuchen und Anschauungen wiedergegeben ist.

Erscheint es somit höchst absurd, wollte man eine Dialekterzählung nur in den Salons sich abspielen lassen, um wie viel mehr ist es widernatürlich, wenn Ideen aus der klassischen Welt durch einen Dialekt ausgesprochen werden; oder gar: Wenn ernste hochdeutsche Meisterdichtungen in Dialekt übersetzt werden. Da ist kein Witz, kein Humor. Da ist nicht selten nur läppische Possenreißerei, die leider in Buchform recht sehr um sich gegriffen hat. Nicht, als ob ich dergleichen in Grund und Boden gebohrt wissen möchte. Keineswegs. „Es muß auch solche Käuze geben" und ich selbst helfe herzlich mit lachen über Dinge,

die man gemeiniglich ‚höheren Blödsinn' zu benennen pflegt, jedoch ausdrücklich vorausgesetzt, daß hierbei das Edlere und Höhere nicht in den Staub gezogen wird. Also so ein Schnäpschen geistiger Getränke läßt man wohl ohne Intoleranz ein. Aber es mag doch nur als mündlicher Vortrag in einer heiteren Gesellschaft zu Tage treten, nicht zu oft und vor Allem nicht als gedruckte Litteratur, noch dazu in Buchform. Und solche Dinge erdreistet man sich außerdem Humor zu nennen! Nichts wird mehr gemißbraucht, als dieses Wort.

Es ist nicht die Aufgabe der vorliegenden Schrift, den Begriff Humor eingehend zu behandeln. Wenn ich über das Wesen desselben nur einige erläuternde Bemerkungen einflechte, so geschieht es auch nur, weil er ein Kind des hier zu besprechenden Dialektes ist und man anderntheils behauptet hat, der Dialekt dürfe und könne sich nur auf diesem Gebiete ergehen. Ich habe dargelegt, daß — obgleich der Humor wohl als Hauptfeld des Dialektes anzusehen ist — doch auch die Schil-

derung des Tragischen 2c. hierin seine Berechtigung hat, wenn dieses im Volksleben auch lange nicht so häufig zu Tage tritt, wie der Humor. Das Wesen desselben, das durch einen prägnanten Satz kaum zu erklären ist, offenbart sich sehr vielseitig, wie wir aus dem Folgenden ersehen werden:

Herr Oberhofprediger Dr. Meier (Dresden) sagt mit Recht: „Der Humor ist der Deckmantel der christlichen Liebe". Er beleuchtet menschliche Fehler, ohne zu verletzen.

Herr Dr. Gustav Oertel (Leipzig): „Der Humor ist nicht der Fastnachtsübermuth, der mit den Schellen der Narrenkappe klingelt, sondern jener echte Humor, der auch unter Thränen lächelt". Hiermit ist zugleich zugestanden, daß der Dialekt auch die Sprache des Tragischen sein kann; woher sonst sollten die Thränen kommen?

Herr Dr. Kucher (Dresden) sagt bei einem Vergleiche zwischen Witz und Humor sehr treffend: „Ersterer sei ein blendendes, aber kalt lassendes, das Auge bald ermüdendes Feuerwerk, der Humor

hingegen ein behagliches Kaminfeuer, woran Jeder sich gern wärmt“.

Und ich füge nach den Erfahrungen an mir und Anderen hinzu: Humor ist die Brücke zur Einsicht. Nicht selten wirkt eine humoristische Blosstellung von Fehlern mehr und schneller als eine ernste Strafrede oder die scharf schneidende Satire. Das macht, weil der im Menschen wohnende Widerspruchsgeist oder auch Trotz und falsche Scham, welche sonst jede Brücke hinter sich abbrechen, nicht gereizt werden, sondern einen schmachlos geordneten Rückzug über die freundliche Brücke antreten können, um der Einsicht und Umkehr Platz zu machen. Hilft auch das Nichts, dann sollen Strafreden und Satire eingreifen. Möge diese Seite namentlich bei der Erziehung von Kindern nicht ganz außer Acht gelassen, aber nicht etwa zu oft angewendet werden. Ich meine, unter der Sonne des Humors kann die zarte Pflanze des Ehrgefühles viel leichter die Eisdecke des Trotzes durchdringen.

Eine prächtige Illustration zu echtem Humor bietet uns die Antwort Fritz Reuters auf die Bitte eines gewissen Dr. Berling um Begutachtung seiner Verse. Reuter fand sie nur mittelmäßig. Seine unbedingte Wahrheitsliebe mußte dies sagen. Aber seine Nächstenliebe führte ihm hierzu die Feder zu der Antwort:

De Kuckuck singt und ok de Sparling.
Sing du man düchtig, Doktor Barling.

Ich glaube, dieser hat die Zeilen mit Unbehagen gelesen, aber doch dazu gelächelt und die Feder — ruhen lassen.

Andere Illustrationen unverfälschten Humores im angedeuteten Sinne bieten uns sehr häufig die Münchener „Fliegenden Blätter“. Hiervon nur zwei, aber maßgebende Proben:

Es soll der thörichte und unchristliche Aberglaube bezüglich der 13 Personen bei Tische getadelt werden, ohne zu verletzen:

„Sorg' immerdar, mein liebes Kind,
Daß nicht 13 Personen bei Tische sind;
Denn eine davon stirbt in jedem Falle.
Ich glaube sogar, sie sterben alle“.

Oder: Wie leicht der Mensch sich zum Sklaven der Gewohnheit und Gewohnheitsphrase macht:

Ein junger Mann liebt ein, in einem Handlungsgeschäft als Verkäuferin angestelltes junges Mädchen, findet aber keine andere Gelegenheit zum Geständniß, als die eines Waareneinkaufes. Er fordert in jenem Geschäft einen Gegenstand, von dem er weiß, daß er ganz hinten liegt. Hier gesteht er dem Fräulein lispelnd seine Liebe. Auf seine Frage, ob sie sein Weib werden wolle, antwortet sie mit einem verschämten „Ja!“, fügt aber sogleich hinzu: „Wünschten Sie sonst noch Etwas?“

Fast noch wirkungsvoller ist der unbewußte, unbeabsichtigte Humor, wie wir ihn so oft aus wirklichem Kindermunde vernehmen;*) ebenso aber

*) Ich sage ausdrücklich „wirklichem“, denn wie Vieles von dem, was einige Blätter häufig unter der falschen Firma „Aus Kindermund“ bringen, ist erfunden, heillos und verwerflich; denn die gern nachahmende Jugend findet nur zu oft Wohlgefallen an solchen, unter der Maske eines Witzes

auch aus ernsthaften Blättern, wie z. B. aus dem in Berlin herausgegebenen „Militärischen Wochenblatt", worin bekanntlich dereinst allen Ernstes gefordert wurde: Um sich einen Stamm guter Unteroffiziere zu sichern, sollten diese nach ihrer Dienstzeit alle Volksschullehrerstellen erhalten. So etwas wirkt urkomisch und hat denn auch ein internationales Gelächter erzeugt.

Der geehrte Leser, soweit er dergleichen Früchte des menschlichen Geistes noch nicht näher in's Auge gefaßt hat, wird nun leicht den Humor unterscheiden können von Witz, Satire, sowie auch läppischem Possenreißen. Einen solchen echten Humor bringt hauptsächlich der Dialekt sehr gut zum Ausdruck. Es ist dies aber durchaus nicht der einzige Vorzug der Mundart. „Durch Anwendung des Dialektes", sagt Dr. G. Oertel sehr richtig, „treten handelnde Personen viel lebendiger,

hervortretenden, unwahren und gräulichen Äußerungen von Entartung. Dasselbe gilt von dem eingerissenen Frevel, ernste Gerichtsverhandlungen als spaßhafte Geschichten wiederzugeben.

viel natürlicher vor uns; sie leben und handeln selbst und verlieren das Puppenartige der hochdeutsch redenden Bauern und Knechte".

Und wenn es in der Bibel heißt: „Unterwinde sich nicht Jedermann, Lehrer zu sein", so könnte man auch sagen:

Unterwinde sich nicht Jedermann, Dialektdichter zu sein!

Denn — fährt Dr. Oertel treffend fort — „es ist nicht leicht, Dialektdichter zu sein. Die Kenntniß der Mundart allein macht es nicht aus. Er muß auch das Land, in welchem sie gesprochen wird, und die Leute, die sie reden, von Grund aus kennen. Nichts wirkt entsetzlicher, als wenn wir in der Sprechweise eines Bauern Worte und Gedanken hören, wie sie der moderne Bildungsmensch spricht und denkt."

Ich füge dem noch bei: Ein Dialektdichter muß außerdem auch verständnißvolle Beobachtungsgabe besitzen, sowie die Fähigkeit zu schildern und hierbei auch das scheinbar

Kleine zur Geltung zu bringen, oder, wie Luther so bezeichnend sagt: Aus der Blume eine Wiese zu machen.

Um nicht mißverstanden zu werden, betone ich hier ausdrücklich, daß unsere Hauptnahrung für den Geist auf dem Boden des Hochdeutsch zu suchen ist. Das ist die Regel; die würzigen Kräuter des Dialektes sind die Ausnahme. Diese sind nun aber einmal da und enthalten auch Nahrung, oft recht gesunde und kernige, so daß ich deren größere Würdigung und Aufnahme nur beifällig begrüße. Trotz alledem würde ich tief beklagen, wenn die Folge dieser besseren Aufnahme wäre, daß sich eine große Menge unberufener Schriftsteller darauf verstürzte um des leidigen Broderwerbes willen und — weil es ‚Mode wird‘. Gott behüte uns hierin vor Fabrikarbeit! — Dialektdichtungen können und dürfen nicht gemacht werden. Sie müssen sich aus dem Volksleben von selbst entwickeln, ihre Stoffe womöglich selbst erlebt sein, denn „Nur das Erlebte läßt sich

dichten", betont unser Altmeister Goethe. Dialektdichtungen sind Blüthen aus dem Volksgarten, welche der Dichter gepflückt und zu einem Kranze windet, indem er das grüne Laub aus seinem eigenen Vorrathe hinzufügt. Wohl lassen sich solche Blüthen ähnlich aus Papier herstellen. Aber solchen fehlt der Duft und die Wahrheit. Und wenn man Dialektdichtungen im geistigen Leben eines Volkes als Schmuck bezeichnen darf, so will ich **lieber wenig** haben, **aber echt.** Nur kein Talmi!

Der Dialekt an sich kommt überhaupt erst in zweiter, dritter Linie in Betracht, das Sein und Wesen des Völkchens, das ihn spricht, in erster. Wenn es daher möglich wäre, daß ein Volksstamm existire, welcher als geistig verkommen zu betrachten ist, so würde auch die Verwendung seiner Mundart keinen Werth haben.

Es giebt auch eine nicht geringe Menge von Dialektsachen, deren Verfasser mit dem Klange von besonderen Dialektwörtern Spaß zu machen

wähnen. Das sind keine Dichtungen, sondern meist nur fade, oberflächliche Reimereien, welche keinerlei Beachtung verdienen. —

Hatte ich früher über Widersacher von Dialektdichtungen gesprochen, so begegnet man hier und da auch Utopisten, welche überhaupt von Dialekt Nichts wissen wollen, sondern verlangen, die ganze deutsche Nation solle nur das reine, durch die Schriftsprache gekennzeichnete Hochdeutsch sprechen. Ideell genommen liegt wohl etwas Berechtigtes in diesem Wunsche. Zum Mindesten kann man fordern, daß jeder nur einigermaßen gebildete Deutsche des Hochdeutschen mächtig sei und sich desselben im öffentlichen Leben, in Versammlungen ꝛc. auch bediene; denn das Hochdeutsch muß die alleinige allgemeine Verkehrsmünze bleiben. Die gänzliche Ausrottung des Dialektes aber ist eben eine Utopie. Dann müßten alle die, welche sie verlangen, zuerst damit anfangen, überhaupt jede vom Hochdeutsch abweichende Sondersprache verschiedener Berufsarten abzuschaffen. Dann

dürfte ein harmloses Studentendeutsch nicht mehr existiren; dann dürfte ‚Spund' seinem ‚Faß' nicht mehr zurufen:

Auf das Specielle des alten Hauses, das uns ein Faß Stoff geschmettert hat, sei ein urkräftiger Salamander gerieben!

Und wehe dann dem Jägerdeutsch! im Principe nichts Anderes als Dialekt. Hunderttausende von Waidmännern würden sich mit Händen und Füßen wehren, wenn man einem der Ihrigen verbieten wollte, zu erzählen:

> Als ich auf der Kanzel stand, bäumte vor mir ein Rackelhuhn auf und ein Fuchs schnürte um eine Kaupe. Doch sah ich bei schlechtem Büchsenlicht nur die Ruthe. Jetzt trat der Platzhirsch mit einigen Gelthieren aus, sicherte und nahm dann Aesung auf. Doch wußte ich noch nicht, wie hoch ich ihn ansprechen sollte, bis er beim Orgeln Stellung gab. Ich riß das Zeug hoch und ließ hinfahren. Er zeichnete brillant im

Feuer, ging aber mit hohen Fluchten in die Lahtschen. Ich fand Schweiß und Schnitthaar, nahm Fährte auf und hörte dann plötzlich einen Keiler brechen, den ich anlief. Leider hatte ich nur ein Gewehr aus dem Gebräch gelöst und das linke Licht geblendet. Als die Bracken den Hirsch verbellten, fand ich den Braven krank im Bette sitzend, wo er ohne Fangschuß genickt wurde.

Wie es unmöglich sein würde, dergleichen dialektähnliche Sondersprachen auszumerzen, so behaupte ich ferner, daß — wenn es auch gelänge, alle 50 Millionen Deutsche zum alleinigen Hochdeutschsprechen zu bringen — die nächstfolgende Generation bereits wieder ganz munter Dialekte haben würde, entstanden aus der Art von Gegend und Klima, aus der Lebensweise, aus der eigenartigen Vorgeschichte des einzelnen Stammes. Alle Kulturvölker haben ihre Dialekte. Der Trieb hierzu ist zu mächtig. Zeigt sich doch überall die Erscheinung, daß der einzelne Dialekt

sich sogar wieder in eine Menge Unterdialekte oder Abarten zertheilt.

Abgesehen davon, daß durch eine vollständige Sprachnivellirung das Verkehrsleben ebenso langweilig werden würde wie durch das Aufhören verschiedener Volkstrachten und durch allgemeines Tragen des schwarzen Frackes, so dürften die Dialekte zudem eine erklärliche Existenzberechtigung besitzen. Die Sprachforscher haben darauf hingewiesen, daß sie die folgerechten Weiterbildungen der Sprache unserer Ahnen und der alten deutschen Dichter seien, so daß auch die Gelehrtenwelt sie zum Gegenstande besonderen Studiums macht. Es wird also bei dem babylonischen Thurme der Sondersprachen bleiben.

Nicht alle solche Abweichungen aber vom Hochdeutsch sind Dialekt, sondern in nicht geringem Umfange auch: Willkührliche Sprachverstümmelungen, die Eingangs erwähnten Unkräuter mutulatio linguae und confusio linguae, von denen ich bereits etliche Proben mitgetheilt habe.

Bei der Frage nun, was Dialekt sei und was Verstümmelung, kommen wir auf **specielle Merkmale** zu sprechen, **welche sämmtliche Dialekte gemein haben**, wie folgt:

1. Der (jeder) Dialekt hat ganz besondere, ihm eigenartige Wörter, welche dem modernen Hochdeutsch fehlen.

Ich erwähne hierzu solche, an denen man sofort die Nationalität erkennen kann, wie das österreichische „halt", das nord- (platt-) deutsche „man", das schlesische und lausitzer „ack" und „ock". Ferner das erzgebirgische „ante" (sei ante); das rheinpfälzische „gell"; das vogtländische „Trumm" (Ende), „epper" (etwa), „Pinkes" (Glocken); die oberlausitzer Specialwörter: „Prünk'l" (Augenblickchen, Weilchen), „ollendch'n" (überall), „a de Rehne" (entgegen), „ei" und „a" (in), „seck" (einst, damals) — u. A. m.

2. Finden wir im Dialekt noch manche Wörter aus dem mittelalterlichen Hochdeutsch; z. B.: „Just" oder „juscht", Schwaben und Pfalz. „Itzo, itzunder,

itzt“, in der Oberlausitz „ötz“, für „jetzt“. „Gelt“, statt „nicht wahr?“. „Sunsten, sunst, suste“, statt „sonst“. Ebenso ist das im Mittelalter sehr gebräuchlich gewesene Diminutivum noch vorhanden (Kindlein, Verslein, Büchlein, Dirnlein, Eberlin [Eberlein]). Bekanntlich sagt man in süddeutschen Dialekten, welche zugleich das n am Ende des Wortes weglassen: Siebe Schöppele Wei, Konzertle, Hermannche ꝛc.

3. Besondere grammatikalische Abweichungen. Z. B. der Wegfall des ‚zu‘ vor dem Infinitiv: „Ich brauche ne (nicht) noa Görlitz reis'n“. Das pfälzische „gedenkt“, statt „gedacht“ ꝛc.

4. Die Satzbauten sind kurz und bündig. Lange Perioden mit Unter- und Zwischensätzen kommen kaum vor.

Wenn es z. B. im Hochdeutschen heißt: „Er hat sich widerrechtliche Vermögensvortheile zu verschaffen gewußt“, so sagt der Oberlausitzer: „Gemaust hot e“. — Für: „Er hat sich in den Stand der Ehe begeben“, sagt der Vogtländer: „Er hot

geheiert". In Holtei's erwähntem Gedicht würde der Hirtenknabe hochdeutsch sagen: ‚Ich wünsche weiter Nichts, als nur wieder heimkehren zu dürfen'. Im Schlesischen ruft er dafür: „Suste Nischt; ack heem!" ꝛc.

5. Der Dialekt bringt das, was derb und kernig ist, auch dem Klange nach noch derber und kerniger zum Ausdruck; z. B. für: Er schlug ihn unsanft auf die Schulter:

„E gab'm an hellsch'n Puff uff'n Buck'l",

— was mild ist, noch milder; z. B. für: Meine geliebte Mutter ist im Himmel:

„Min leiwes Mutting is in Hewen".

Es ist somit im Worte mehr Berg und Thal.

6. Endlich ist das schon berührte Singen beim Sprechen ein wesentliches Merkmal für den Dialekt; so wesentlich, daß man des Sprechers Heimath schon am Tonfalle erkennen kann, auch ohne die Worte zu verstehen.

Hiermit meine ich also zunächst nur dasjenige Singen, welches den Dialekt als solchen charak-

terisirt und in der Regel so kennzeichnend ist, daß das Vortragen von Dialektsachen wirksamer erscheint, als das stille Lesen.

Weil nun aber der Sprachgesang eine Eigenthümlichkeit unserer ganzen Sprache bildet und seine Mannigfaltigkeit nicht allein von einem mundartlichen Merkmale abhängt, sondern von einer Reihe noch anderer Faktoren, so möge diese unsere Spaziergangsbetrachtung in Bezug auf die Gesammtheit hervorgehoben, der Dialekt ihr untergeordnet werden.

Wer bei einem Spaziergange in der Natur offene Augen und Ohren mitbringt, wird in ihr immer etwas Neues entdecken, was ihm zeigt, daß nirgends ein leerer Raum zu finden ist. Ueberall herrscht Leben, ein emsiges, ruheloses und doch gesetzlich geordnetes Treiben, das uns auch in der nüchternsten Stimmung Bewunderung abnöthigt. Legen wir uns z. B. beim Spaziergange langausgestreckt ins Gras und blicken in die Bläue des Aethers, so können wir schon an einem einzigen

Wölkchen die wunderbarsten Veränderungen beobachten, ohne Gefahr zu laufen, als ein Polonius betrachtet zu werden. Erst ist es ein wohlgeformter, runder Ballen der weichsten Wolle. Dann erhält es die Gestalt irgend eines Thieres. Darauf dehnt es sich aus zu einer Feder, um schließlich als weißer dünner Strich zu enden und im Aether aufgelöst zu verschwinden. Bleibt das Wölkchen in der ursprünglichen Form erhalten, so sehen wir seiner langsamen Bewegung zu. Wir haben Süd-Ost-Wind. Und doch kommt ein anderes Wölkchen aus Südwest gezogen und kreuzt die Bahn des ersteren in rechtwinkliger Richtung. Es muß also in größerer Höhe eine ganz andere Luftströmung vorhanden sein. Jetzt holt eine größere Wolke die andere ein. Werden sie sich vereinigen? Stolz kommt die schneeweiße ballige Jupiterwolke heran. Beide stoßen zusammen. Sie fließen in einander. Vorbei sind die blendend weißen Ballen; es entsteht ein wildes Durcheinander, bis sich dieses wiederum zu einer bestimmteren Form umbildet.

Aber selbst wenn wir nur eine unbedeckte, große blaue Fläche vor uns und Nichts zu schauen haben, so findet dann unser Gehör reiche Beschäftigung. Wer einigermaßen musikalisch ist, lausche nur einmal mit Aufmerksamkeit dem verschiedenen Getön, das von dem Flügelschlage unzähliger Insekten herrührt, so wird er ohne alle und jede Täuschung der Phantasie das wunderbarste Konzert hören. Brummige Hornissen und Hummeln lassen ihren Baß ertönen, langbeinige Mücken ihren höchsten Diskant. Dazwischen schwirren die Mitteltöne einer Unzahl verschiedentlicher Fliegen und anderen Gethieres. Alles Dissonanz; aber nicht schreiend, sondern ähnlich dem angenehmen Durcheinander der Glockentöne einer fernen großen Stadt. Da plötzlich wird auf die Zeit von einer Sekunde ein ganz regelrechter, wundervoller Akkord hörbar. Es ist, als hätten sich sämmtliche Insekten einmal zu schöner Harmonie vereinigt. Gleich darauf beginnt freilich der willkührliche Einzelgesang wieder, und wenn

wir jenen schönen Akkord noch mehrere Male zu hören bekommen, so können wir von Glück sagen.

Es ist wunderbar! — sagen wir uns — selbst Musik überall, von dem gewaltigen Paukenschlage des Donners an, bis herab zum feinsten Diskant des winzigsten Insektes. So scheint es auch nirgends einen stummen Raum zu geben. Und bei einem Riesensprunge des Geistes vom Kleinsten zum Größten kommt uns unwillkührlich der Gedanke, ob es nicht wahrscheinlich sei, daß auch im unendlichen All in Folge der bahndurchsausenden Bewegung unzähliger Weltkörper eine Sphärenmusik entstehe, die viel gewaltiger und großartiger ist, als wir uns träumen lassen.

Doch so könnten wir leicht in Phantasiemalerei gerathen, die wir doch vermeiden und schnell mit der Wirklichkeit vertauschen wollen. Hierein werden wir schon durch das heisere Schreien der Krähen wieder versetzt, die über uns dahinziehen. Auch hierbei, wie im Geheul eines fernen Hundes, läßt sich eine Reihe von bestimmten Tönen erkennen.

Ueberall, sei es im ‚Quaak‘ und ‚Ureckeckeck‘ der Frösche, im Gebrüll des Löwen, im Gackern der Hühner, im Wiehern der Pferde, im Trompeten des Elephanten, im langgedehnten ‚Muh‘ der Kuh — von den Singvögeln ganz zu geschweigen — überall finden wir eine Art Musik, bei jeder der unzähligen Kreaturen anders. Selbst Fische sollen nach neueren Untersuchungen Laute hören lassen; ob bei Zuhilfenahme eines Mikrophones oder nicht, ist mir unbekannt. Und diese Musik ist z. Th. die Sprache der Thiere, ein weit umfassendes, aber noch höchst gering angebautes Feld wissenschaftlicher Forschung. Wohl ist uns aus alltäglicher Erfahrung bekannt, daß das Heulen des Hundes ein Mißbehagen, eine Klage ausdrückt, sein Winseln einen Wunsch oder eine Bitte; das tönende Schnurren der Katze Behagen; das kreischende Geschrei der sonst so schön flötenden Amsel eine Erregung besonderer Art, wie: Angst, Gehässigkeit, Zanksucht u. s. w. Aber das sind immer nur vereinzelte Erscheinungen, verschwindend

wenig gegen die große Menge der uns bekannten Thiere. Und doch ist es nicht unwahrscheinlich, vielleicht sogar sehr wahrscheinlich, daß uns ein Studium des Zusammenhanges der Thiertöne mit dem jeweiligen Zwecke derselben manchen Aufschluß in Bezug auf den Grund der Lebenserscheinungen, die Seele, ertheilen wird, vermöge deren die Lebensfunktionen von Statten gehen.

Wenn wir nun so die nicht zu unterschätzende Bedeutung der Töne kennen gelernt haben, die wir auf dem Spaziergange in der Natur von den Thieren um uns her vernommen, um wie viel mehr muß bei der Wanderung durch die menschliche Sprache, insonderheit durch unser liebes Deutsch, der Gedanke nahe liegen, auch hier nachzuforschen, ob und in wie weit

das Sprechsingen als nothwendiger und begründeter Begleiter der Sprache anzusehen ist, oder nicht. Daß es besteht, wohl überall und unter verschiedentlichen Modulationen besteht, brauche ich nicht noch einmal hervorzuheben.

Es fragt sich nur, worin die Ursachen liegen, welche dieses Singen mit seinen Veränderungen bedingen. Wenn ich hierbei genöthigt bin, den Tonfall im Sprechen (durch Freundeshand) mittelst Noten auszudrücken, so muß ich vorausschicken, daß dies nach Lage der Sache nur angenähert geschehen konnte, weil die menschliche Stimme viel biegsamer ist, als sich durch äußere Tonzeichen darstellen läßt Ich muß daher den geehrten Leser, falls er sich hierfür interessirt, bitten, beim Absingen der Noten nachzuhelfen, die Töne etwas dumpfer wiederzugeben und Skalen noch mehr abzurunden.

Hatten wir unsere früheren Betrachtungen eher mit wissenschaftlichem Ernste angestellt, so wolle man mir gestatten, in unserer Spaziergangsunterhaltung nunmehr, wo es sich um die Musik in der Sprache handelt, auch einen leichteren, ungezwungeneren Ton anzuschlagen. Wer hierbei humoristische Klangfarbe entdecken sollte, dem muß ich überlassen, sie für eine hineingetragene, oder für eine aus der Sache selbst sprechende zu halten.

Ob nun vor der allgemeinen Sprachverwirrung zu Olim's Zeiten das Sprechsingen nebst Varianten ein einheitliches gewesen ist; ob erst nach der Zersplitterung der einen gemeinsamen Sprache in verschiedene Sprachen auch das Singen je nach der Völkerschaft sich verändert hat — dies mit großer Gelehrsamkeit zu ergründen, muß ich selbstverständlich ablehnen. Für die Gegenwart scheint wenigstens soviel fest zu stehen, daß auch die Nationalität in dieser Beziehung in Betracht kommt. Spricht doch der Engländer auffallend tonärmer als der Spanier; singt der Franzose nasaler als der Deutsche, der Italiener vokaler als dieser und jener.

Bevor ich auf die verschiedenen Singarten eines, bez. des deutschen Volkes übergehe, möchte ich erst eine derselben erwähnen, welche nach meinen Erfahrungen wohl die meisten Kulturvölker gemeinsam haben; zum mindesten die, welche zu beobachten ich Gelegenheit fand. Es ist dies einestheils das Singen des Mitleids, des Be-

dauerns und der Innigkeit — und zwar die Skala von oben nach unten:



Entweder wird diese Melodie nur mit einem N oder M gesungen oder in ein Wort hineingelegt, z. B. in unser neuhochdeutsches ‚Nee', wodurch die Härte eines kurzen ‚Nein' beträchtlich gemildert wird. Anderntheils ist es das Singen des Zweifels, Bedenkens oder Mißfallens, d. i. von unten nach oben (ebenfalls nur mit N gesungen):



Diese Singweisen habe ich bei den Deutschen und Engländern thatsächlich genau so vorgefunden,

wie bei den Franzosen, Italienern, Ungarn, Russen u. s. w.

Zu erörtern, ob diese auffallende Erscheinung von irgend welcher psychologisch=physiologisch=psychagogisch=physioteleologisch=psychiatrischer Bedeutung ist, muß ich der sich hierfür etwa interessirenden Gelehrtenwelt überlassen. Ich habe nur die einfache Thatsache hervorzuheben.
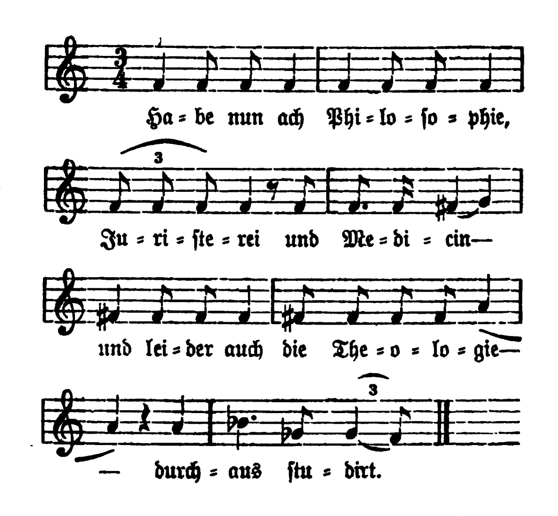
Zum Speciellen übergehend, so sind von den erwähnten, den Sprachgesang beeinflussenden Faktoren in der Hauptsache folgende zu nennen:

1. Die Landbeschaffenheit. Wer einigermaßen darauf achtet, wird vielleicht finden, daß der Gebirgsbewohner über weit mehr und melodischere Töne verfügt, als der Bewohner des flachen Landes. Es ist, als ob durch das Klima, resp. durch die leichtere Luft, ebenso durch den täglichen Anblick von Berg und Thal auch ein frisch auf= und abspringendes Getön im Sprechen entstehe; als ob anderentheils der tägliche Auf=
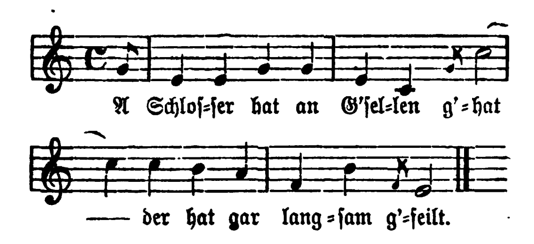
enthalt im Flachlande auch das Singen verflache. Hier finden wir melancholische Eintönigkeit, in den Bergen allein die Jodler.

2. Der Inhalt dessen, was man sagt.

Ein Poëm ernsten, getragenen Inhaltes darf nicht mit vielen Tönen ausgestattet werden, ebenso ein poëtischer Erguß der Klage, wie z. B. der Anfang zu Goethe's „Faust":



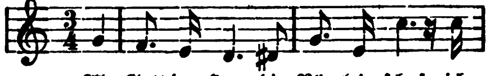
Dagegen wird ein munteres Gedicht auch stets melodiereich gesprochen werden, wie das bekannte:



3. Die Berufsart. Ist doch Thatsache, daß sogar Charaktereigenschaften sich mit dem Berufe ändern können. So habe ich z. B. zwei junge Männer gekannt, die sich durch ein höfliches, bescheidenes Wesen auszeichneten. Der eine erlangte eine Anstellung bei der Post, der andere als Techniker in einem Eisenhüttenwerke. Bereits nach etwa 2 Jahren hatte sich ihr Wesen in ein so barsches, fast grobes umgewandelt, daß Beide kaum wieder zu erkennen waren. Das bewirkte einestheils der Verkehr am Postschalter mit dem unvernünftigeren Theile des Publikums; andern=
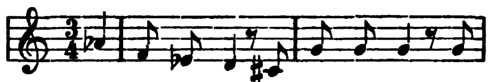
theils der alltägliche Umgang mit einzelnen störrischen Elementen der Hüttenarbeiter.

Um wieviel leichter ist somit die Angewöhnung gewisser Tonfolgen beim Sprechen. So entsinne ich mich genau aus meiner Kinderzeit eines netten Gedichtchens über die Schöpfung der Vögel, das ich in der Sexta des Gymnasiums zu deklamiren hatte. In der Vorprobe im Hause sagte ich schon die ersten Worte: „Als Gott, der Herr, die Vöglein schuf — ich glaub', es war am fünften Schöpfungstage" möglichst leierig her. Meine brave Mutter, lebhaften Geistes und universeller Bildung, war hierüber ganz entsetzt und sagte mit aller warmen Sorgfalt des Mutterberufes, ich solle so sprechen:

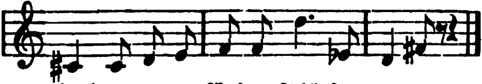




Als ich nun in dieser Art das Gedicht in der *Schule* vortrug, war wiederum der Herr Lehrer ganz entsetzt und verlangte, ich müsse so betonen:
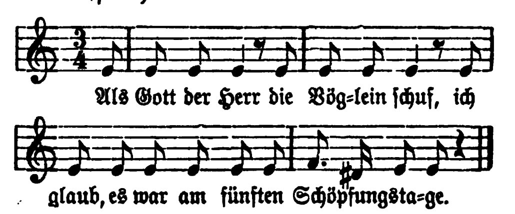


Als Gott der Herr die Vög=lein schuf, ich
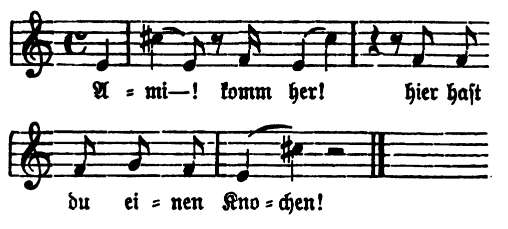


glaub, es war am fünften Schöpfungsta=ge.

Das war also der richtige hölzerne *Katheder*=Gesang. Referenten in einem Staatsbüreau, von der Nüchternheit geschäftlichen Stoffes beeinflußt, würden weder wie meine Mutter singen, noch wie der Herr Klassenlehrer, sondern höchstens mit 2 Tönen sprechen:
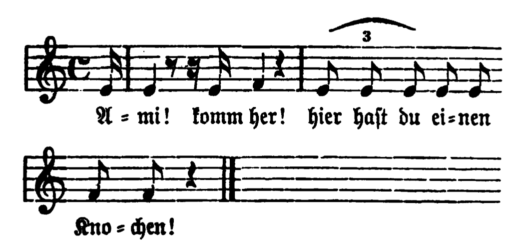


4. Die Stimmung des Sprechenden.

Je nachdem dieselbe eine freundliche oder unfreundliche ist, wird auch das Singen reich oder arm an Tönen sein. Es ist bekannt, wie viel darauf ankommt, in welchem Tone uns Etwas gesagt wird. Kündet dieser doch zugleich die Gesinnung an und die Lebensart; daher man auch von ‚gutem Tone' zu sprechen pflegt. Dieses Singen ist so wesentlich, daß es selbst gegenüber intelligenteren Thieren — wie der Hund — als Maßstab zum Verständnisse dient. Rufen wir demselben mit mehreren Tönen, also freundlich, zu:



so wird er zunächst durch Schwanzwedeln (auch eine Sprache) sein volles freudiges Vertrauen

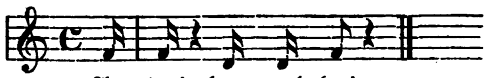
ausdrücken, dann herzukommen und den Knochen fressen. Rufen wir aber barsch mit nur 2 Tönen:
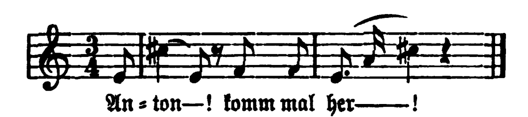


dann wird er seinen Schwanz einziehen (Sprache der Furcht) und davonlaufen.

Und es war doch in beiden Fällen ein und dieselbe Absicht und ein und derselbe Knochen.

Und wie viel mehr gilt dies nun vom Menschen. Schon Kinder merken sofort aus der Anzahl der Töne, mit denen der Vater spricht, wie viel es geschlagen hat. Singt der Vater sein Söhnchen in 2 Tönen an:



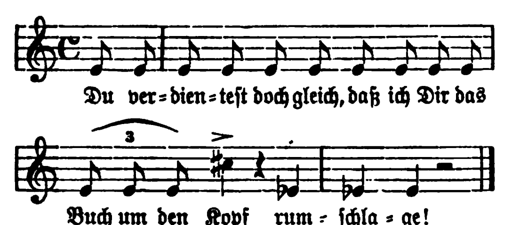
so überläuft den armen Jungen ein schauriges Gruseln, so eine gewisse Ahnung, daß nur aus einem und zwar dem Theile seiner Kleidung der Staub ausgepocht werden soll, welcher in der Regel der meisten Reparaturen bedarf. Singt der Vater aber mit 5 oder 6 Tönen:
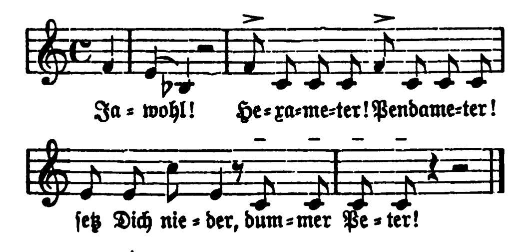


Dann ist er vor Trübsal sicher, denn er kann — wie die Auguren aus dem Geschrei der Vögel — aus dem tönereichen Sprechen des Vaters die Zukunft und den freundlichen Willen der Götter vorausschauen.

Ueberhaupt ist die Eintönigkeit des Sprechens namentlich in der Schule und zwar am meisten dann ein gefährlicher Begleiter des Gedankenausdruckes, sobald ein einziger höherer Ton mit besonderem Nachdrucke zu Gehör — auch in des Wortes eigentlicher Bedeutung — gebracht wird.

Wehe dem Knaben, der sein Schreibheft mit allzugroßem Fehlerreichthum ausgestattet hat, denn der Herr Lehrer giebt ihm die Ermahnung:



und macht dies bei dem hohen Tone ‚Kopf' sogleich zur That. Ein Schüler, welcher durch das falsche Skandiren „Hexameter, Pendameter" nach Ansicht des Lehrers skandalirt hatte, erhielt von diesem mit verbissenem Ingrimme die Antwort:



und wurde bei dem hohen Tone ‚nieder', gleich den Persern durch Alexander d. Gr., auf's Haupt geschlagen.

Unverkennbar ist diese Art des scholastischen Gewitters, wonach der Blitz wider alle Regeln überraschend mitten im Donner einschlägt, entweder ein Armuthszeugniß schlauer Heimtücke, oder eine weise Vorsicht; denn der Schläger würde vor der ganzen Klasse Mangel an Schlagfertigkeit bekunden, sobald er den Schlag nicht zuvorkommend, sondern erst nach vollendetem Satze ausgeführt hätte, also an einer Stelle, wo nach instinktiver Schülerlogik die Zeit zu einem gestus scholasticus am allerwahrscheinlichsten, das Ausweichen des Kopfes am rathsamsten, sowie das Ereigniß zu erwarten war, daß die strafende Hand des Lehrers hätte müssen kräftig auf die unschuldige harte Tischplatte aufschlagen. — Dies ist allem Vermuthen nach der Grund des plötzlichen Aufschwunges der sonst eintönigen Stimme zu einem nachdrücklichen hohen Tone,

der uns indessen nicht abhalten soll und darf, mit dem Zaar, Peter d. Gr., zu singen: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein“. —

Von den Faktoren, welche den Sprachgesang beeinflussen, ist endlich noch zu nennen:

5. Der Dialekt. — Hierbei begegnen wir einer solchen Fülle von Melodien, daß es schon aus diesem Grunde nicht möglich ist, aller Eigenarten zu gedenken. Auch ist nicht jeder Dialekt dazu geeignet, sein Singen durch bestimmte Noten darzustellen. Anderntheils bin ich gegenüber der großen Menge nur in wenigen fest. Ehe ich daher Fehler begehe, will ich nur Beispiele und zwar von solchen Dialekten bringen, in denen ich mich sicher weiß. Die übrigen seien nach Maßgabe meiner Beobachtungen nur allgemein angedeutet.

Gehen wir von letzteren zunächst aus, so ist der Sprachgesang unseres Nordens — wohl wegen dessen Ebenheit — vorwiegend eintönig, etwas

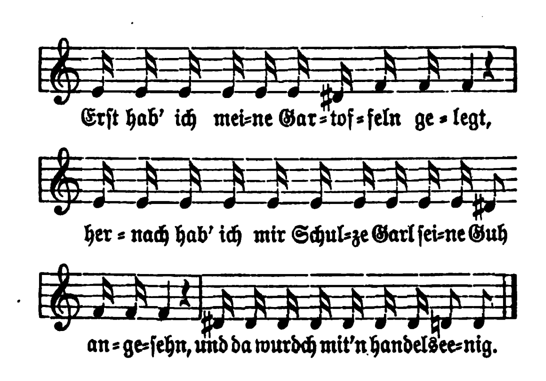
melancholisch, auch kurz und hart; so ziemlich dem Grundcharakter der Bewohner entsprechend. Diese sind zumeist wortkarg und schwer zugänglich. Nach jahrelangem engeren Verkehre aber werden geschlossene Freundschaften um so treuer und dauerhafter. Göthe's neugeschaffener Ausdruck: „Des Nordens Dauerbarkeit“ (Faust I.) gilt auch hier.

Der Mittel- und Süd-Deutsche, weil in gebirgiger Heimath, spricht zumeist mit vielen Tönen, ist wie seine Sprachmusik lebhaft und im geselligen Verkehren weit schneller anschlußfähig. Freilich habe ich Beiden auch nachsagen hören: Nicht so aufrichtig und dauerhaft in der Freundschaft als der Nordländer.

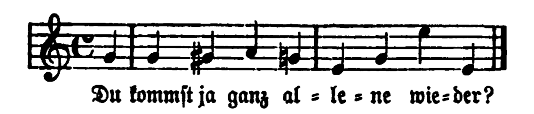
Die schwäbischen Dialekte, nicht minder die der Rheinpfalz, zeichnen sich durch einen besonderen Tonfall aus, wonach die Stimme sich anfänglich aufschwingt, dann plötzlich in die Tiefe geht, um wieder, wenn auch nicht so hoch wie erst, emporzusteigen.

Am meisten aber singt man in Sachsen (Königr.), nicht immer schön. Weil es nun, wie erwähnt, in Sachsen eine Menge Dialekte giebt, so treffen wir auch auf die verschiedentlichsten Melodien:

In der flachen Umgegend von Leipzig — auch in Richtung nach Grimma, Borna rc. — tritt eine sehr tonarme Sprache hervor, welche scheinbar gleichgiltig und verdrossen klingt, wie z. B.:
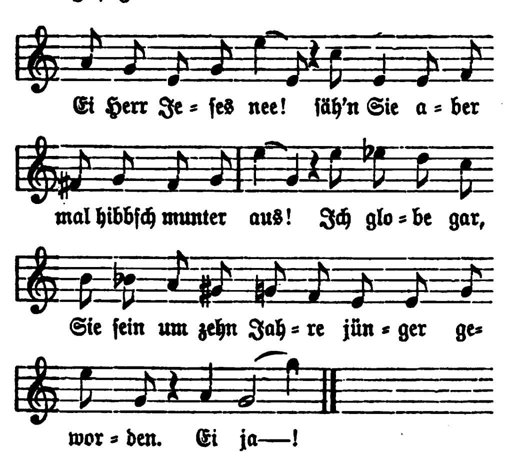


Im sogenannten Meißner Lande (Kreise) dagegen ist die Sprache an Tönen fast überreich. Wenn eine Mutter zwei ihrer Kinder zum Kaufmann geschickt hat und es kommt nur eines wieder zurück, so singt ihre Sprache:



Ich verwahre mich entschieden gegen den etwaigen Vorwurf, es sei übertrieben. Dieses und das folgende Beispiel wird in Wirklichkeit sogar noch dehniger und noch viel singender gesprochen, als es sich durch Noten angeben läßt. Hierzu giebt es noch viel auffallendere Proben zu sehr häufig gehörten Singweisen. Ich selbst habe ver=

nommen, wie eine Bekannte zur andern nach längerer Trennung sagte:



Ich verwahre mich ferner dagegen, als wollte ich hierüber richten. Mag Jeder sprechen und reden, wie er will. Aber das häufige mißbräuchliche Erwähnen des Jesusnamens ist entschieden zu verurtheilen. Ich habe das Bespötteln des „sächsisch Sprechens" scharf zurückgewiesen, weil jeder deutsche Stamm vor seiner eigenen Thüre

zu kehren hat. Wenn der Spott seiten der Nicht-sachsen aber Vorwürfe enthält, welche begründet sind, so ändert ein Gegenspott gar Nichts. Wolle man dann doch einfach zugestehen und die Fehler ablegen. Der Gegenstand des Spottes ist auch nicht allein das dehnige Singen mancher (der wenigsten) Sachsen — lasse man sie ruhig singen! warum auch nicht — sondern noch mancher anderer wunder Punkt. Und hierzu gehört jenes widerliche ‚Ei Herr Jeses'.

Ein mir befreundeter Rheinländer, welcher Sachsen durchreist hatte, sagte mir einst, er sei in Dresden für den Herrn Jesus gehalten worden. Auf mein Befragen hieß es: Man habe ihn dort angeredet: „Herr Jeses! sind Sie auch emal da?"

Da ich einmal von den Ursachen des Gespöttes spreche, so sei noch eine derselben erwähnt, wenn sie auch nicht unmittelbar in unsere Unterhaltung gehört. Es ist dies die, nicht wenigen Sachsen eigenthümliche Unsitte, daß sie auf eine Frage selten eine bestimmte Antwort geben, sondern zuvor

eine andere Frage folgen lassen. Wenn z. B. ein Fremder fragt: „Wann wird das Theater geöffnet?“ so erhält er zur Antwort nicht etwa die Zeit, sondern: „Sie woll'n wohl 'neingehn?“ — Ich frug einst: „Wann fährt der Zug nach Chemnitz ab?“. Antwort: „Ach, da hahm Se noch viel Zeit“. — Es wird allen Ernstes versichert, daß einem Reisenden auf die Frage: „Wann geht der letzte Zug nach Leipzig ab?“, die Auskunft ertheilt worden sei: „Na härn Se! das erlähm (erleben) mir alle Beede nich“. — Ein anderer fragt, wo sich die Nudelfabrik von Schmidt & Co. befinde. „„Die Nudelfabrik?““ — „Ja, die Nudelfabrik“. — „„Von Schmidt und Kommbannie?““ — „Nun ja! wie ich gesagt habe“. — „„Die Nudelfabrik von Schmidt & Co.! Sie woll'n wohl dorthin?““ — „Freilich! sonst würde ich nicht fragen“. — „„Die Nudelfabrik! Hm! — Nee härn Se, das weeß'ch Sie wirklich nich““. — Nachdem sich nun Beide getrennt, dreht sich der Sachse nach etwa 50 Schritten um und fragt:

„„Um Vergäwung! Sie meen'n wohl de Makaronifabrik?““ — „Nun ja! Das ist dasselbe. Wo ist denn die!“ — „„Ja, das weeß ich Sie o o ch nich!““
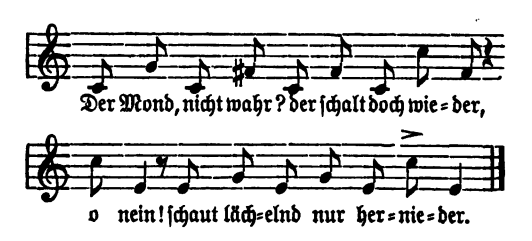
Sicher gehört Vieles hiervon in das Reich der Erfindungen. Diese würden aber nicht gemacht worden sein, wenn jene, nicht die Sprache, sondern den Charakter berührende Unsitte nicht Thatsache wäre. — Nun, auch das wird sich mit der Zeit bessern; haben wir doch in Sachsen eine große Zahl vortrefflicher Vereine zur Hebung des Volkswohles und der Volksbildung, welche um so baldigere gute Erfolge haben werden, als der Sachse viel Intelligenz besitzt und sich mit Lust und Liebe dem schönen deutschen Männergesang hingiebt.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung wieder zum Singen zurück.

Ganz anders als die Bewohner des vorerwähnten Theiles von Sachsen, und zwar gar nicht übel, singen die Erzgebirger; anders die Vogtländer mit ihrem munteren Guch(Juch)schrei. Einzig in ihrer Art aber: Die Oberlausitzer, zu
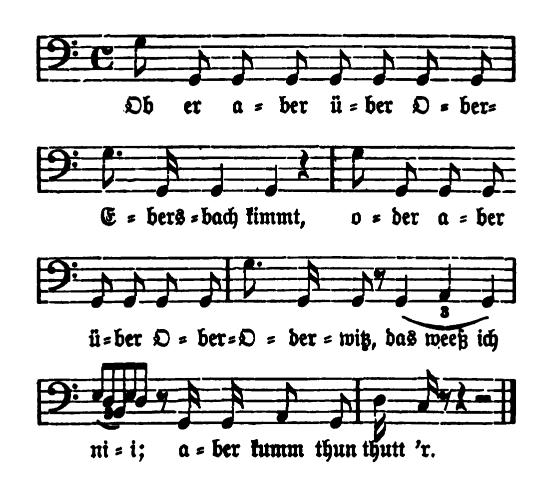
denen ich mich zum Schlusse noch wenden will. Singt der Oberlausitzer ohnehin gern, so thut er es auch im Sprechen in einer so bestimmten Weise, daß der geehrte Leser die nachfolgenden Noten nicht zu modeln braucht, sondern getrost als Norm annehmen kann. Die Sprache der sächs. Oberlausitz hat in den Wörtern viel, im Gesange manches Aehnliche mit dem schlesischen Dialekt. Beide besitzen in nicht geringer Zahl eigenthümliche Wörter, wie sie sonst nirgends gehört werden. Soweit hochdeutsche darin vorkommen, werden diese vielfach abgekürzt. Und diese Kürze, verbunden mit derjenigen mancher Originalwörter (ack, ock, seck, ei 2c.), mag wohl am wesentlichsten zu dem Charakteristischen des Singens beitragen. Dasselbe besteht in erster Linie in Oktaven — z. B. „Sieh' ack!", wobei der hohe Ton auf ‚Sieh' liegt. — Diese bilden den Grundcharakter. Zwischenein verflechten sich Quinten und Schnörkel von besonderer Art, was sich am besten durch einige Beispiele kennzeichnen läßt.

In einer der vielen guten Schulen der Oberlausitz hörte ich einst einen etwa 12jährigen Knaben das bekannte Gedicht vom Mops und dem Mond deklamiren. Der Mops bellt den Mond ärgerlich an und man erwartet, daß der Mond nun auch schelten werde. Dem ist jedoch nicht so. Der Knabe belehrt uns dessen, indem er sprechend singt:
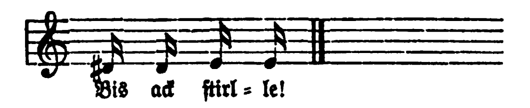


Noch mannigfacher spricht die Eigenart des Singens aus einem Zwiegespräche zweier Oberlausitzer, dessen Noten ich bereits früher im 1. Bande zu „Allerlee aus d'r Äberlausitz“ bekannt gegeben. Der Eine fragt, ob der König kommen und welche Dörfer er hierbei berühren werde. Die Antwort lautet dem Sinne nach: Er wisse

nicht, ob der König durch Ober-Ebersbach fahren werde, oder durch Ober-Oderwitz. Jedenfalls käme er. In der oberlausitzer Sprachmusik klingt diese Antwort so:
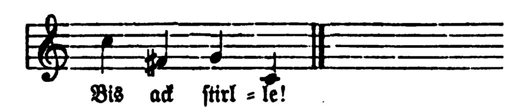


Daß die Stimmung, in der sich der Sprecher befindet, den Gesang besonders beeinflußt, vollzieht sich auch hier. Im 4. Bande zu „Allerlee aus d'r Äberlausitz“ habe ich eine kurze Geschichte er-

zählt, überschrieben: „Bis ack stirlle" (Sei doch still). Dieses „Bis ack stirlle" klingt ganz anders in ärgerlicher, als in freundlicher, wohlwollender Stimmung. In ersterem Falle lautet es barsch in nur zwei Tönen:



in letzterem Falle innig mit 4 Tönen:



Dieses Singen überträgt sich auch auf diejenigen Oberlausitzer, welche nicht Dialekt sprechen, sondern hochdeutsch. Es ist gemäßigter, verleiht aber dem dortigen Hochdeutsch — nach meinem musikalischen Geschmacke — namentlich im Frauenmunde einen ganz besondern Wohllaut,

verstärkt durch die richtige Aussprache der Konsonanten, Vokale und Diphthonge, so daß ich das Hochdeutsch solcher Oberlausitzer mit für das beste und dem feinen Gehör angenehmste halte. —

So viel über das Singen bei'm Sprechen. Wem dies neu war und vielleicht Veranlassung zu weiteren Forschungen giebt, den bitte ich, dies maßvoll zu thun und nicht auf Abwege zu gerathen, etwa: Eine Ähnlichkeit zwischen den Motiven des Menschen- und Thier-Gesanges zu entdecken, denn schon der Löwe und die Kuh — von denen ersterer im Tonfalle des Mitleids (von oben nach unten) brüllt, während die sanfte Kuh ihr „Mu" im Tone des Mißfallens oder Befremdens (von unten nach oben) hören läßt — würden das ganze System über den Haufen werfen.

Die Verschiedenheit des sprachlichen Ausdruckes, vor Allem des Ausdruckes der Gedanken, richtet sich ebenso nach der Eigenthümlichkeit einer Nation,

sowie nach der Zone. Ersteres zeigt sich bekanntlich z. B. an der Frage: „Wie befinden Sie sich?“

Der Deutsche sagt dafür in der Regel: „Wie geht es?“ — weil er gern spazieren geht.

Der Franzose: Comment vous portez vous? — weil er sehr viel darauf giebt, wie man ‚sich trägt‘.

Der Engländer: How do you do? — weil er immer eifrig an Thun und Geschäftemachen denkt.

Der Italiener: Come sta? — weil er gern müßig am Meere steht und schaut, und so weiter.

Die Verschiedenheit nach der Zone giebt sich am besten aus der bekannten Art und Weise kund, mit der man das völlige Durchnässen in Folge langen Regens ausdrückt, wobei die Übertreibung mit der Zunahme der Zonen-Wärme wächst. Es sagen die Bewohner

des Nordens: Ich bin naß geworden bis auf's Hemd,

der gemäßigten Zone: Bis auf die Haut,

der warmen Zone: Bis auf die Knochen,

der heißen Zone: Bis auf's Mark.

Indessen weichen dergleichen Betrachtungen von dem Zwecke der unsrigen zu sehr ab, so daß wir uns hierin nicht weiter ergehen wollen. Nur eines möchte ich betreffs der Zone noch anfügen: Im kalten Norden ist der Genuß von fettem Fleische, wie Schinken 2c., am Platze, weil Fett im Körper Wärme erzeugt; während im warmen Süden leichteres Fleisch, wie das der Hühner, vorwiegend gespeist wird. Darum sagt man denn wohl auch für: „Ich habe Sie ernst zu Rede zu stellen“

in Norddeutschland: „Ich habe einen Schinken mit Ihnen im Salzfaß“,

in Süddeutschland: „Ich habe mit Ihnen ein Hühnchen zu rupfen.“ —

Mit diesen tiefen Gedanken sind wir nun an's Ende unseres Spazierganges gelangt. Haben wir hierbei große neue Entdeckungen gemacht? Kaum!

Das meiste davon ist bekannt. Zu was dann aber sind wir so lange spaziert?

Nun, ich hoffe, es hat Manchem zu erholender Unterhaltung gedient, während Andere, wenn sie zu Hause die Botanisirtrommel öffnen, sich vielleicht sagen: Dieses und jenes Kräutlein der Anschauung war mir neu; auch habe ich jetzt einen bestimmteren Überblick über edle und halbedle Nutzpflanzen, sowie Unkräuter erhalten, die sich inmitten der schönen hochdeutschen Aue vorfinden.

Wenn das der Fall ist, will ich zufrieden sein. Ebenso wenn man die Objektivität der Betrachtungen anerkennt und Niemand für nöthig erachtet, mit mir einen Schinken zu rupfen oder ein Hühnchen im Salzfaß zu haben.



In gleichem Verlage erschien von demselben Verfasser:

Allerlee aus d'r Aeberlausitz. Heiteres und Ernstes in Oberlausitzer Mundart von Johannes Renatus.

Erste Folge elegant gebunden	Preis 6 Mk. — Pf.
Neue Folge elegant gebunden	Preis 5 Mk. 50 Pf.
daraus einzeln Bd. I, II, III und V elegant gebunden	à 2 Mk. 50 Pf.
Bd. IV elegant gebunden . .	3 Mk. 50 Pf.

Ferner erschien:

Korle und Carlo. Anne aeberlausitzer G'schichte aus'm Leb'n von Johannes Renatus. Elegant gebunden . . . . 2 Mk. 50 Pf.

Die „Leipziger Zeitung" schreibt in Nr. 263 des Jahrganges 1886: Unter dem Titel: „Allerlee aus d'r Äberlausitz" gab der jetzt in Dresden lebende Freiherr v. Wagner, zuerst anonym, dann unter dem Namen: Johannes Renatus 3 Bändchen heraus, die theils prosaische, theils poetische Schilderungen und Erzählungen in oberlausitzer Mundart enthalten. Das erste Bändchen erschien 1877, das letzte, dessen Hauptgedicht allerdings hochdeutsch ist, in diesem Jahre. Man kann den Erfolg wohl begreifen, den das erste Bändchen weit über die Grenzen der Lausitz hatte. Johannes Renatus kennt die Lausitz und ihre Bewohner und liebt sie, wie seine Heimath. Die herzliche Innigkeit, die das Büchlein durchweht, erwärmt auch das Herz des Lesers; der gerade, gesunde Sinn und die schlichte, ernste Frömmigkeit gewinnen ihm die

Herzen. Wer den eigenthümlichen Zauber der Lausitzer Heide kennen lernen will, der lese die wahrhaft köstliche Schilderung: ei d'r Heede (in der Heide)! Wie er hier in inniger, schlichter Weise die Poesie der Natur besingt, so versteht er auch wahr und markig die Poesie des Lausitzer Volkslebens uns vorzuführen. Das Bautzener Schießen, die „Schiessableeche“ mit ihren besonderen Vergnügungen ist geradezu classisch von ihm dargestellt. Seine Erzählungen aus dem Leben der Heimath sind fast alle voll köstlichen Humors und packender Wahrheit. Wer müßte nicht herzlich lachen, wenn er von dem Jungen liest, der das „Ungerjackl“ nach und nach auszieht, von der „Frau Klosen“, die dem Biere im Keller Wasser zusetzt und durch den gespenstischen, in Bautzen sprichwörtlich gewordenen Ruf: „'Sis genug, Frau Klosen!“ gestört wird!

Hie und da verbirgt sich hinter dem fröhlich lächelnden Antlitz wohlthuender, tiefer Ernst. Welch' herrliche Predigt über das Gottvertrauen ertönt von den rothen Lippen der acht Kinder, die alle „och Noack'n“ zum Vater haben und dennoch mit ihren großen Augen so fröhlich in die Welt hinein sehen! Johannes Renatus kennt sein Lausitzer Völkchen, er weiß recht wohl, daß auch dort, wie wohl überall in der Welt, neben dem Lichte Schatten ist. Diesen Schatten verschweigt er nicht; aber wenn er spottet, so klingt dies nicht verletzend, sondern harmlos und treuherzig. Die Pensionsdame, die nach einem Jahre aus der Bildungsanstalt in ihr Lausitzer Dorf heimkehrt und dennoch „Barlchen Leemd“ und nicht Ballchen Leinwand spricht, der Bauerssohn, der durchaus das „Freiwill'genexoam“ mitmachen muß, aber glänzend durchfällt, die Wendin, die vor Gericht kein Wort deutsch versteht, bis ihr der Richter erzählt, sie solle Geld ausgezahlt erhalten: das sind alles Gestalten aus dem Leben, die mit schalkhaftem Spotte gezeichnet sind. Ueberall trifft der Dichter den volksmäßigen Ton; den Dialekt behandelt er mit gründlicher Kenntniß und erkennbarem Sprachgefühl. Wenn in der bisherigen Besprechung in der Hauptsache das erste Bändchen berücksichtigt wurde, so hat dies darin seinen Grund, daß es weitaus das gelungenste ist, daß in ihm die Vorzüge des Verfassers sich am besten zeigen. Es soll diese Bemerkung keinen Tadel der beiden anderen Bände enthalten, die immerhin des Trefflichen noch Vieles bieten; aber der Verfasser weiß es selbst und spricht es auch in seiner gemüthvollen, schalkhaften Art im Vorworte zum 3. Bändchen ganz prächtig aus, daß solche Dialektdichtungen nicht ohne Weiteres gemacht werden können, sondern gewissermaßen von selbst entstehen müssen.

Die **„Leipziger Zeitung“** vom 19. November 1892 schreibt: Johannes Renatus, Allerlee aus d'r Äberlausitz. Heiteres und Ernstes in Oberlausitzer Mundart. Vierter Band. Bautzen, Eduard Rühl. 1893. 241 S. 8°. — Seit dem Erscheinen des 1. Bändchens „Allerlee“ sind 16 Jahre vergangen. Unsere Leser kennen die Eigenart dieser köstlichen Dialekterzählungen, dieser sinnigen, fröhlichen und ernsten Bilder aus dem Lausitzer Volksleben zur Genüge; wir haben des Oefteren im Zusammenhange mit der anderen sächsischen Dialektdichtung, wohl auch im Zusammenhange mit anderen Aeußerungen des Volksgeistes auf Renatus als einen der befähigtsten Dialektdichter, als einen der verständnißreichsten Kenner des Volksthums hingewiesen. Das Erscheinen des 4. Bandes begrüßen wir mit um so größerer Freude, als es den Dichter wieder in einer Aufwärtsentwickelung zeigt, die bei dem 2. und 3. Bändchen nicht ersichtlich war. Das ist der alte, treuherzige, innige und sinnige Renatus wieder, der dem Volke so tief in's Auge und in's Herz zu schauen und deshalb auch so warm und eindringlich zum Herzen zu schreiben weiß. Das ist derselbe herzgewinnende Ton, derselbe köstliche Humor, dieselbe tiefe Innerlichkeit wieder, die dem ersten Bändchen weit über die Grenzen der Heimath treue, begeisterte Freunde gewonnen. Renatus schildert das Volk wie es leibt und lebt, wie es denkt und redet, wie es sinnt und handelt. Er hält sich fern von aller Schönfärberei und aller gemachten Süßlichkeit, er hütet sich aber ebenso vor der Carikirung und Uebertreibung. Welch' prächtige, lebenswahre Gestalten weiß er zu zeichnen! Da ist der schlaue Schmied, der Alles weiß, der Linke-Heinerch, der sich wundert, daß das Bezirksgericht über einen kleinen Spaß 3 Stunden lang währt, die alte Schlimperten, die einen Einbrecher mit der Bierflasche in die Flucht jagt, der alte gute Miersch, der seine Stammtischgeschichte nicht zu Ende erzählen kann, der Weber Wünsche, der so ergötzlich und treffend philosophirt, das Liebespaar, das so still und ohne viel Worte in den Ehestand und durch's Leben geht, der Onkel Bartsch, der in Dresden gar viel Seltsames erlebt und im Theater einschläft, der alte Hempel, der sich die Haare mit Nußbaumblättertunke färben läßt! Wie köstlich weiß er die Oberlausitzer Jungen zu schildern, die im Steinbruche ihre ersten Rauchversuche machen, die ihre Schlachten vor der Gemarkung des Dorfes liefern, die gewisse Körpertheile vergebens unempfindlich zu machen suchen! Und wie sinnig leuchtet der Ernst durch allen Scherz hindurch! Das ist der echte deutsche Humor, der durch Thränen lächelt. Prof. Bürkner hat das Buch mit Holzschnitten geschmückt, die in ihrer

Art und Stimmung ganz den schlichten, herzigen Geschichten entsprechen. Die Verlagsbuchhandlung hat es festlich und hübsch ausgestattet. Wir sind überzeugt, daß das neueste Bändchen „Allerlee" überall, wo man noch Sinn für frische Volksart und innige Fröhlichkeit hat, eine freundliche Aufnahme finden wird.

Der **„Dresdner Anzeiger"** schreibt am 20. December 1892:

„Allerlee aus der Aeberlausitz." Heiteres und Ernstes in Oberlausitzer Mundart von Johannes Renatus. Vierter Band. Mit Bildern in Holzschnitten von Professor Bürkner. Bautzen, Verlag von Eduard Rühl.

Der Dialektkenner in der Oberlausitzer Mundart hat hier seinen drei vortheilhaft bekannten früheren Erzählungen noch weitere in einem vierten Bande folgen lassen, der nicht minder Anklang finden wird, wie die vorgegangenen Bände. Die gemüthlichen Plaudereien verbreiten sich über alle nur möglichen Begebenheiten des menschlichen Lebens, wie schon die Ueberschriften der einzelnen Kapitel zeigen; da heißt es u. a.: „Ei'm Dunk'ln öß gutt munk'ln", „Dar Schmied weeß Dalles", „Eim öffentlicha Gerichte", „Das Kloreforrmier'n", „De Brüderschoft" u. s. w. Mit Recht kann der Verfasser in seinen „A Poor Wört'ln viraus" auf den Erfolg seines „Allerlee" hinweisen, hat es doch schon die fünfte Auflage erlebt, und wenn er gemeint hat, mit den ersten drei Bändchen werden die „Loite" wull genungk hoann", so hatte er sich geirrt; er mußte noch ein viertes Kind seiner humoristischen Muse schaffen. Er schickt es nun hinaus mit dem Wunsche „Nehmt uns su froindlich uff as vurd'n unse angern Geschwister".

Die **„Schlesische Zeitung"** vom 15. December 1892 schreibt:

Allerlee aus dar Äberlausitz. Heiteres und Ernstes in oberlausitzer Mundart von Johannes Renatus. Vierter Band. Mit Bildern, in Holzschnitten von Prof. Bürkner. Bautzen. Eduard Rühl 1893.

Renatus tritt in der vorliegenden Sammlung heiterer und ernster Erzählungen in oberlausitzer Mundart nicht nur an die Seite unserer besten Dialektdichter, sondern auch an die unserer besten Humoristen. Sein Humor ergiebt sich theils aus der Naivetät des bäuerlichen Lebens, theils aus dem Conflict ländlicher und städtischer Sitten und An=

schauungen, theils aus der Ueberlegenheit bäuerlichen Mutterwitzes über städtische Schlauheit. Daß die oberlausitzer Bauern, die noch vielfach ihr altes kerniges Wesen bewahrt haben und an Derbheit wohl nur von den Altbayern übertroffen werden, sich vorzüglich für diese Art Humor eignen, wird jeder, der sie kennt, gern zugeben. Ganz prächtig ist die erste Erzählung: „Ei'm Dunk'ln ist gutt munk'ln", köstlich die Schilderung, wie ein Bauer einer Gerichtssitzung beiwohnt, nicht minder auf den Lachreiz wirkend: „Dos preisgekrönte Biold" und „D'r Unk'l Bartsch". Am Schluß sind einige Dialektgedichte beigefügt. Renatus' Erzählungen und Dichtungen sind bei allem Humor auf tiefernster, sittlicher und religiöser Grundlage auferbaut und daneben ausgezeichnet durch praktisch-verständige Lebensauffassung. Es ist ein neuer Joh. Peter Hebel in ihm erstanden, ja er übertrifft diesen bei weitem an Tiefe. Die beigegebenen Holzschnitte zeugen von feinem künstlerischen Sinn. Der oberlausitzer Dialekt dürfte keinem Mitteldeutschen, besonders aber keinem Schlesier Schwierigkeiten bereiten, da er nur wenig vom Niederschlesischen abweicht. Wir empfehlen daher das treffliche Buch unsern Lesern als Mittel, sich ein paar heitere Stunden und Anregung des Gemüths zu verschaffen.

Der „**Reichsbote**" vom 18. December 1892 schreibt:

Johannes Renatus. Allerlee aus der Aeberlausitz. Vierter Band. Bautzen. Eduard Rühl. 1893.

Der Verfasser, der uns schon mit mehrfachen Gaben der oberlausitzschen Mundart beschenkt hat, z. B. der Geschichte „Korle und Carlo", hat hier wieder einen buntfarbigen Strauß aus den Blüten seines frischen Humors vereinigt. Wie alles, was aus dem deutschen Volke erwächst oder sein Leben getreu wiederspiegelt, so sind auch diese klenn'n Geschicht'n von naturwüchsiger Art und derber kräftiger Gefühlswelt. „Was uff Hoacke senner Male ehre Huchz'g ei'm Dunkeln, wu gutt Munk'ln öst, passirt," oder was der Schmied, der alles weiß, „dem Liebeskorledeward's Hermann" sagt oder die Streiche, welche die Jungens im Steinbruche mit dem „Cucavin" verüben, oder die Courage, welche „de ale Schlimperten" entfaltet oder die Gründe, „Worümm Hempelmurr ei d'r Nacht spazier'n ging und senne Mori egal Händschuh'n troin thoat" — das sind alles der gemüthlichen Oberlausitz lebenswahr entnommene, lustige und harmlose Geschichten. Die Mundart ist nach Geist und Lautform meisterhaft behandelt. Professor Bürkner hat das Buch mit hübschen Holzschnitten geziert.

„Das kirchliche Wochenblatt für Schlesien“ vom 18. Decbr. 1892 schreibt:

Allerlee aus der Aeberlausitz. Heiteres und Ernstes in Oberlausitzer Mundart von Johannes Renatus. Vierter Band. Mit Bildern, in Holzschnitten von Prof. Bürkner. Bautzen, Verlag von Ed. Rühl 1893.

Wer diese prächtigen Erzählungen und Schilderungen aus dem Oberlausitzer Volksleben liest, der wird gleich inne werden, daß der Verfasser, dem wir schon viele schöne Geschichten aus vergangener Zeit verdanken, auch das Volk der Gegenwart kennt und gar treu zu schildern weiß. Wenn er dabei dem Humoristischen einen gebührenden Raum läßt, so kann er sich der Dankbarkeit der Leser nur versichert halten. Wie die früheren Bände, so wird auch dieser Band des „Allerlee“ viel Freude machen.

„Der evangelisch-kirchliche Anzeiger von Berlin“ vom 25. Novbr. 1892 schreibt:

Johannes Renatus, „Allerlee aus d'r Aeberlausitz.“ Heiteres und Ernstes in Oberlausitzer Mundart. Vierter Band. Mit Bildern, in Holzschnitten von Professor Bürkner. Bautzen. Verlag von Eduard Rühl. 1893.

Das Buch enthält 24 kleine Geschichtchen, welche mit gemüthlichem Humor, der durch die Mundart noch erhöht wird, erzählt sind und von der trefflichen Charakterzeichnung des Verfassers Zeugniß geben, der es versteht, mit kurzen Strichen und Umrissen viel zu sagen. Dasselbe gilt von den kleinen Zeichnungen des Professor Brückner, der es verstanden hat, des Verfassers Intentionen kurz und scharf aufzufassen. Im Vorwort kündet übrigens der Verfasser die gleichzeitige Herausgabe eines neuen Bandes an, der ein Roman ist mit dem Titel: „Karle und Karlo“.

„Der Görlitzer Anzeiger“ vom 2. December 1892 schreibt: Johannes Renatus, dem wir schon manche heitere Stunde verdanken, hat wiederum einen Band seiner beliebten Erzählungen aus der Oberlausitz, im Verlage von Eduard Rühl, Bautzen, erscheinen lassen. **„Allerlee aus d'r Aeberlausitz“**, Band 4, bringt uns wieder eine Sammlung reizender kleiner Erzählungen im heimischen Dialekt, die uns umsomehr gefallen, als dieselben so recht dem Leben abgelauscht sind. Die kleinen Begebenheiten

des alltäglichen Lebens, das ist die Quelle, aus welcher der Dichter schöpft und die ihm schier unversieglich rinnt. Scharfe Beobachtungsgabe, Kenntniß unseres Volkslebens und ein frischer, herzerquickender Humor sind Vorzüge des Verfassers, die sich in seinen Werken wiederspiegeln.

Der „Evangelische Gemeindebote" vom 14. Januar 1893 schreibt:
Allerlee aus d'r Äberlausitz. Heiteres und Ernstes in Oberlausitzer Mundart von Johannes Renatus. Vierter Band. Mit Bildern in Holzschnitten von Prof. Bürkner. Bautzen, Verlag von Rühl. 241 S.

Die gebotenen 24 Erzählungen zeichnen sich durch einen gesunden volksthümlichen Humor, durch eine edle Denkweise, öfters mit anmuthendem religiösen Hintergrund aus. Es sind Geschichten aus dem Leben gegriffen. Es ist ein Genuß, dieselben zu lesen. In die oberlausische Mundart, in der das Buch geschrieben ist, findet man sich bald hinein, das Verständniß derselben ist nicht schwer. Wir führen nur Nr. 16 an: D'r Unk'l Bartsch. Ein Gymnasiallehrer Dr. Eccolius, mit seiner jungen Frau auf einer Fußtour begriffen, wird im Dorfe Wurbs von einem furchtbaren Gewitter überrascht. Die beiden finden freundliche Aufnahme und Nachtquartier bei Unk'l Bartsch, so hieß der Mann bei Alt und Jung. Die Unterhaltung dieser kleinen Gesellschaft ist eine köstliche. Am andern Morgen reisen die beiden Fremden mit Dank und Händedruck weiter, und bitten sie, Unk'l Bartsch soll sie auch mal in Dresden besuchen. Dies führt er bald aus: Eines schönen Tages ist er da, eine große Ueberraschung für die Frau Doktorin, während der Mann nicht zu Hause ist; Bartsch hat einen großen Cylinderhut mit einem Tuch fest umbunden, trägt auf dem Rücken einen Sack mit einem Schinken, mit Buttern und Eiern. Nun, Dr. Eccolius und Frau halten ihr Versprechen, sie führen ihn in der Stadt herum, zeigen ihm die Sehenswürdigkeiten, gehen in Läden hinein und Abends in's Theater. Das junge Ehepaar weiß es immer so einzurichten, daß niemand merkt, daß Unk'l Bartsch zu ihnen gehöre. Köstliche Scenen fallen dabei vor. Am andern Morgen lassen sie Bartsch per Droschke nach dem Bahnhof bringen, in dem Vorgeben, sie hätten es so von ihm verstanden, daß er wieder reisen wolle. So nur wissen sie sich aus der Verlegenheit zu befreien. Als Probe führen wir noch einige oberlausische Redensarten an: bale = bald, d'rnoo = darnach, ei = in, Kinger = Kinder, valle = alle, mich = mehr, Dalles = alles, a Prünkl = ein Veilchen.

Die **„Allgemeine Modenzeitung"** schreibt in Nr. 18 des Jahrgangs 1893: Ein Gedicht „Allerlee aus der Aeberlausitz" serviert zum vierten Male Johannes Renatus. Der neue Band, der gleich seinen Vorgängern bei Eduard Rühl in Bautzen erschienen ist, reiht sich den früheren ernsten und heiteren Spenden des volksthümlichen Schriftstellers würdig an. Johannes Renatus ist würdig neben Fritz Reuter genannt worden. Er besitzt den Humor, der in den „Läuschen und Riemels" des großen plattdeutschen Meisters vorherrscht. Wie Sauer in seinen Rudolstädter Klängen sucht er die Oberlausitzer bei ihrer Arbeit und bei ihrer Erholung, in Leid und Freud, bei Sturm und Sonnenschein auf und weiß sie so lebensvoll zu charakterisiren, daß man fühlt, daß der Autor selbst mitten in dem Kreise dieses biederen, von des Gedankens Blässe noch nicht angekränkelten Menschenschlages lebt. Eine treffliche Beigabe sind die an Ludwig Richter erinnernden, liebenswürdigen Illustrationen von Professor Bürkner.

„Die evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich" vom 15. Januar 1893 schreibt: Freunden mundartlicher Dichtung empfehlen wir diese trefflichen, in Ernst und Scherz von einem sittlichen Geiste getragenen, auf fester religiöser Grundlage ruhenden Erzählungen. Die Oberlausitzer Mundart ist der schlesischen nahe verwandt und zeichnet sich trotz einzelner Härten durch einen treuherzigen und gemüthlichen Klang aus. Den Verfasser kennen wir aus seinen beliebten hochdeutschen Schriften, wir lernen ihn auch als Dialektdichter schätzen.

„Das Echo", welches in der Nummer vom 23. März 1893 eine Erzählung aus dem IV. Bande des Allerlee zum Abdruck bringt, schreibt: Vorstehende lustige Erzählung ist dem in zwei Bänden erschienenen vortrefflichen Werke: „Allerlee aus der Aeberlausitz von Joh. Renatus" entnommen, das in Eduard Rühls Verlage zu Bautzen erschien. Der erste Band kostet 6 Mk., der zweite 5.50 Mk., gebunden. Wer aber den ersten Band des hübsch mit Holzschnitten von Prof. Bürkner verzierten Werkes las, kauft sich gewiß auch den zweiten, denn eine Fülle sonnigen Humors und herzlicher Heiterkeit quillt in diesen Dialektdichtungen und Erzählungen, die sich gelegentlich mit Reuter'schen messen können."

„Die Leipziger Zeitung" vom 11. October 1892 schreibt: Korle und Carlo. Anne äberlausitzer G'schichte aus'm Leb'n. Von Johannes Renatus. Bautzen, Eduard Rühl. 1893. 203 S.

kl. 8°. Preis: 2 Mk. — Von den deutschen Dialektdichtern ist Johannes Renatus einer der begabtesten; an Innigkeit und Herzlichkeit, an sinnigem Humor und frischer, kerniger Volksthümlichkeit kommt ihm kaum einer gleich. Vor 16 Jahren erschien in der oberlausitzer Mundart sein „Allerlee aus d'r Äberlausitz“, das einen überraschenden, aber wohlverdienten Erfolg hatte. Renatus erwies sich als einen Meister sinniger Kleinmalerei, als einen gemüthvollen Humoristen, als einen echten Dichter. Die Gestalten, die er geschildert hatte, wurden lebendig im Volksbewußtsein und sind heute als Lausitzer Typen Gemeingut der Lausitzer geworden; manches seiner Worte hat das Heimathrecht in der Sprache des Volkes erworben. Auch in seiner späteren Schriftstellerei blieb er gern auf heimischem Boden, obgleich er sich nicht mehr der Mundart bediente. Die herzliebe Lausitz mit ihren tannendunkeln Bergen, ihren grünen Thälern, ihren schilfumwogten Weihern, ihren fruchtbaren Feldern, ihren treuherzigen, sangeslustigen Bewohnern hatte es ihm angethan. Entfernte er sich in seinen Werken von dem Nährboden der lieben Muttererde, dann schien ihm etwas zu fehlen. Die Romane, die in der Lausitz spielen, übertreffen die andern bei Weitem; sie sind frischer und unmittelbarer empfunden und machen den Eindruck des natürlich Gewordenen. Renatus gehört zu jenen echt deutschen heimathfrohen Naturen, die außerhalb des Heimathgaues sich immer fremd fühlen. Mag man solche Naturen immerhin beschränkt nennen; diese Beschränkung ist kein Mangel, sondern ein Vorzug. An allerweltsheimischen, eigenartarmen Romanfabrikanten, die mit gleicher Leichtigkeit und gleicher Unnatur Dorfgeschichten und Hofgeschichten, das Leben auf der Alp und an der Börse schildern, ist die Gegenwart reich genug. In „Korle und Carlo“ zeigt Renatus wieder die ganze frische Liebenswürdigkeit seiner dichterischen Eigenart. Alle die Vorzüge, die sein früheren Werke zeigten, finden sich hier vereinigt: die lebendige Schilderung, die köstliche Kleinmalerei, die kernige Derbheit, die frische Unmittelbarkeit, die sinnige Beobachtung, der warme innige Herzenston, die gesunde, wurzelechte Frömmigkeit. Der Aufbau der Erzählung ist bei aller Schlichtheit kunstvoll; den Hang zur Breite und zur Durchkreuzung verschiedener Handlungen hat Renatus überwunden, sein neuestes Werk ist auch in Bezug auf Composition ein kleines Meisterstück. Die Charakterisirung der einzelnen Personen ist so sauber und fein durchgeführt, daß sie körperlich, greifbar, lebendig werden. Das Ganze trägt den Stempel nicht nur äußerer Wahrscheinlichkeit, sondern innerer Wahrheit. Die Erzählung ist ernst, tiefernst, und doch athmet

sie jenen echten deutschen Humor, der durch Thränen lächelt. An Gräbern vorüber führt uns der Dichter, aber über den Gräbern leuchtet die Gottessonne; durch schwere Kämpfe und bitteres Leid geht der Pfad endlich wieder heimwärts. Der heimflüchtige Korle, der als Carlo seinen Glauben preisgiebt für irdische Liebe und irdisches Glück, der von den höchsten Höhen dieses Glückes tief hinabstürzt in die sonnenlosen Abgründe des bittersten Wehs, findet seinen Frieden, seine Ruhe, seinen Glauben wieder in den Heimathsfluren. Die herzentstammte evangelische Frömmigkeit, die das Ganze durchdringt, ohne sich hervorzudrängen, ist erquickend. In der Schilderung stillen, weltfernen Glückes ist der Dichter ebenso wahr und packend wie in der Darstellung des tiefsten, erschütternden Leides; die milderen Regungen der Seele werden von ihm ebenso lebendig wiedergegeben wie die gewaltigsten Leidenschaften.

Vielleicht wäre es besser gewesen, die Verführungsscene etwas weniger auszuführen; sie will nicht recht mit dem Tone des Ganzen stimmen, trotz des erschütternden Ernstes, mit dem sie und ihre Folgen geschildert werden.

Wie meisterhaft Renatus die Mundart zu behandeln weiß, bedarf keiner besonderen Hervorhebung; was er im Vorworte über die Anwendung der Mundart sagt, berührt sich mit dem, was wir selbst ausgeführt haben. Die anhangsweise beigefügten Bemerkungen über die Mundart und das Wörterverzeichniß werden Denen einen guten Dienst leisten, die mit der Lausitzer Mundart noch nicht vertraut sind. Die Ausstattung des Buches ist sehr gut.

„**Der Görlitzer Anzeiger**“ vom 18. September 1892 schreibt:

„**Korle und Carlo**“. Anne äberlausitzer Geschichte aus 'm Leb'n von Johannes Renatus. Verlag von Eduard Rühl, Bautzen.

Der bekannte Verfasser, welcher schon manche empfehlenswerthe Gabe auf den Büchertisch niedergelegt hat, erfreut uns diesmal mit einer Erzählung in Oberlausitzer Mundart. Der Verfasser zeigt sich nicht nur als ein scharfer Beobachter unseres Volkslebens, dem er mit Vorliebe seine Stoffe entnimmt, sondern auch als Kenner der heimathlichen Mundart. In meisterhafter Darstellung führt uns der Dichter das schlichte, arbeitsreiche Dasein des Landmannes, voller Ruhe und Zufriedenheit, vor Augen, wie das Leben und Treiben im reichen Hause, mit seinen rauschenden Zerstreuungen, dem das Glück oft so fern steht. Die prächtig gezeichneten Gestalten der ländlichen Bewohner, die uns in

dem Buche so frisch und lebenswahr entgegentreten, muß man lieb gewinnen, man muß mit ihnen fühlen, daß ehrliche Arbeit und Zufriedenheit oft ein größeres Glück in sich bergen, als ein Leben voller Ueppigkeit und Genuß.

Die **„Evangelische Kirchen-Zeitung"** von 1892 in Nr. 48 schreibt:

Korle und Carlo. Anne äberlausitzer G'schichte aus'm Leb'n. Von Johannes Renatus. Mit einem Anhange: Bemerkungen über die Mundart nebst Wörterverzeichniß. — Bautzen, Eduard Rühl.

Als Rivale unserer volksthümlichen Dialektschriftsteller wie Hebel, Franz v. Kobell, Fritz Reuter, Holtei ꝛc. bedarf der Verfasser bereits keiner Empfehlung mehr. Er hat mit früheren Arbeiten, worin der oberlausitzer Dialekt nur als dem hochdeutschen Texte einverleibtes Ingrediens vertreten war, besonders mit seinen „Lebensskizzen aus ernsten und heiteren Tagen" so vollständige Erfolge errungen, daß ein Büchlein aus seiner Feder wie das hier gebotene sich nothwendig überall von selbst einführen wird. Das Verstehen der schlichten, aber sehr netten Erzählung wird durch das beigefügte Glossar auf willkommene Weise erleichtert.

Die **„Allgemeine Moden-Zeitung"** von 1892 in Nr. 41 schreibt:

„Corle und Carlo" betitelt sich „Änne äberlausitzer G'schichte aus'm Leb'n" von Johannes Renatus, der in ihr in seiner herzlichen gemüthvollen Weise ein Lebensbild entwirft, aus dem man erkennen soll, daß irdisches Gut nicht zur Glückseligkeit verhilft, sondern daß Lauterkeit der Gesinnung, Herzensgüte und frommer Glaube an die Allmacht des Himmels allein zum Segen auf Erden führen können. Die schlichte Erzählung, die im Verlag von Eduard Rühl in Bautzen erschien, bringt von neuem den Beweis, den schon Klaus Groth erbracht hat, daß man auch im Dialekt nicht nur humoristische Gaben zu bieten braucht, sondern auch ernste Stoffe in stimmungsvoller Weise behandeln kann.

Druck von Paul Schettler's Erben in Cöthen.

